Goldschmidt's
Bibliothek für Haus und Reise. Band XXIV.

Dorenberg.

Im Schwedenacker.

Von

Adolph Streckfuß.

Berlin.
Verlag von Albert Goldschmidt.

Die vorliegenden Erzählungen von **Adolph Streckfuß** bilden den 24. Band von

„Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise.“

Diese Sammlung ist begründet in der Absicht, eine neue anziehende und gediegene Unterhaltungs-Literatur zu billigem Preise für Haus und Reise zu bieten.

Die Erzählungen der beliebteren deutschen Autoren hatten bisher — abweichend von ähnlichen Erscheinungen anderer Länder — einen verhältnißmäßig sehr hohen Preis, so daß sie meist nur von den Leihbibliotheken gekauft und, mit Ausnahme vereinzelter Fälle, nicht das Eigenthum der deutschen Nation wurden. Die Aufgabe, die sich nun die unterzeichnete Verlagshandlung bei Herausgabe dieser „Bibliothek“ gestellt hat, ist: Gute, interessante Original-Erzählungen der besten deutschen Autoren, in guter Ausstattung zu billigem Preise zu veröffentlichen. Die bisher erschienenen Bände wurden mit besonderem Beifall allseitig aufgenommen.

Dorenberg.

Erzählung von

Adolph Streckfuß.

I.

Das rege, bewegte Leben der Residenz macht auf den Provinzialen, der zum ersten Male das Pflaster einer größeren Stadt betritt, meistens einen weit gewaltigeren Eindruck, als die viel berühmten Wunderwerke, welche Wissenschaft, Kunst und Gewerbefleiß in dem geistigen Mittelpunkt des großen Landes aufgehäuft haben.

Dieser Zusammenfluß vieler Tausende, das nebeneinander Vorüberwogen der Massen, in dem die Individualität des Einzelnen fast verschwindet, giebt dem Fremdling meist ein Gefühl des Alleinseins inmitten der Tausende, der Verlassenheit, welches ihn fast überwältigt und ihm stets unvergeßlich bleibt, auch wenn er sich längst eingebürgert hat in der Weltstadt. —

Ein ähnliches Gefühl ergriff auch einen jungen Mann, der an einem schönen Sommerabend durch das Portal des prächtigen Säulenthores in die Hauptstadt schritt. Er stand am Zielpunkt einer langen Wanderung, die er mit frischem, keckem Muthe angetreten hatte; als er sich aber jetzt das leichte Ränzel zurecht gerückt, die Stiefel abgestäubt und das unter dem Studenten-

mützchen etwas wirr hervorquellende lockige Haar ein wenig geordnet hatte und dann seinen Weg weiter fortsetzte, war ihm doch bei Weitem nicht so wohl zu Muthe, als er längst vorher gehofft.

Mit welcher Sehnsucht hatte er dem Augenblick entgegengeschaut, der ihm die Erfüllung seiner heißesten Wünsche bringen sollte! — Der Name der Hauptstadt hatte für ihn einen zauberischen Klang gehabt; die Hoffnung, in derselben seine Studien zu vollenden, war ihm der größte Ansporn zum Fleiß auf dem Provinzial-Gymnasium gewesen. Endlich war das Abiturienten-Examen glücklich überstanden und nach einem kurzen Ferienaufenthalt beim Vater, der als Prediger in einem entlegenen Dorfe wohnte, kam Karl Heldreich jetzt nach der Residenz, um auf der berühmten Universität zu studiren und zugleich während der Studienzeit sich die Mittel für dieselbe zu erwerben.

Sein liebster, seit Jahren gehegter Wunsch war erfüllt und dennoch konnte er der Erfüllung nicht recht froh werden. Die rosigen Hoffnungen, mit denen er noch vor wenigen Stunden an den Augenblick des Einwanderns in die Hauptstadt gedacht hatte, versanken in dem Gefühl des Alleinseins unter den Tausenden, die unbekümmert um den Fremden vorüberzogen, ohne ihn im geringsten zu beachten; — jetzt fühlte er zum ersten Male einen Zweifel an seiner Jugendkraft, eine Sorge darüber, ob es ihm, dem Unbekannten, der ohne irgend eine Empfehlung eintrat in das Chaos der Weltstadt, möglich sein werde, sich in derselben eine Existenz zu schaffen. Ein Frösteln, eine Beängstigung überkam ihn, wie er dieselbe nie gefühlt; aber nicht lange ließ er sich durch so ungewohnte Empfindungen beirren, er lächelte selbst über seine Kleinmüthigkeit, — und wanderte schnellen Schrittes in die Stadt hinein.

Vor ihm lag die im glänzenden Lichte vieler Tausend Gasflammen strahlende Hauptstraße, durch deren Baumreihen sich ein Strom von Spaziergängern drängte. — Je weiter Heldreich vorwärts schritt, je mehr befreite er sich von dem Druck, den der erste Augenblick auf ihn ausgeübt hatte. — Sein frischer, kecker Sinn hob ihn schnell über die beängstigenden Zweifel und bald genug schaute er forschend und neugierig um sich, alle die neuen Eindrücke begierig in sich aufnehmend. — Er hatte die um ihn her wogende Menschenmenge vergessen und kümmerte sich um dieselbe so wenig, als diese sich um ihn. Er war schon einige hundert Schritte vorwärts gegangen, als sich ihm ein elegant gekleideter Herr, der ihn einige Augenblicke prüfend betrachtet hatte, zugesellte.

„Sie sind zum ersten Male in der Hauptstadt, mein Herr?“ fragte der Fremde verbindlich, indem er leicht den Hut lüftete und dann neben Heldreich herging, als verstehe sich das von selbst.

Heldreich schaute den Frager überrascht an; — er musterte denselben mit scharfen Blicken, aber er wurde keineswegs besonders befriedigt durch das Resultat seiner Prüfung. — Der Fremde war ein noch ziemlich junger Mann mit einem blassen verlebten Gesicht. Er trug sich zwar mit ausgesuchter Eleganz, aber in seinem ganzen Wesen, in jeder seiner Bewegungen lag ein gewisses Etwas, welches sagte, daß die Kleidung eine geborgte sei, daß sie nicht zu dem wirklichen Stande des Mannes passe; selbst die Manier, mit der er den an einer goldenen Kette herunterhängenden Augenkneifer bald in's rechte Auge klemmte, bald affectirt fallen ließ, war ungeschickt und gemacht. — So unbehaglich sich Heldreich auch noch vor wenigen Minuten in seiner Einsamkeit befunden hatte, dieser Gesellschafter paßte ihm dennoch nicht, er erwiderte daher nur ein kurzes, scharfes „Ja!“ und schritt

weiter, ohne sich um seinen Begleiter zu kümmern. Durch die kurze Antwort hoffte er sich von einer weiteren Zudringlichkeit befreit zu haben. — Er täuschte sich, denn der Fremde war über jede zu zarte Empfindlichkeit erhaben, er ließ sich durch eine einfache Zurückweisung nicht abschrecken, sondern setzte seinen Weg neben dem jungen Wanderer fort, indem er zugleich mit unglaublicher Zungenfertigkeit ein Gespräch begann.

„Es ist merkwürdig," sagte er, „daß man einen Fremden sofort von einem geborenen Großstädter unterscheidet, höchst merkwürdig! Ich habe ein Interesse an jedem Fremden! Verkennen Sie mich nicht, mein Herr, kein selbstsüchtiges Interesse, im Gegentheil, Gefühle der reinsten Humanität! — Ich erinnere mich dann stets noch der Zeit, in der ich selbst fremd nach Berlin kam. — Ja, mein Herr, Sie schauen mich verwundert an, Sie glauben, ich müßte ein geborener Großstädter sein. Nicht wahr, das meinen Sie?"

„Das könnte ich nicht sagen. Ich meine gar nichts!" entgegnete Heldreich trocken.

„Nicht? Merkwürdig! Aber wie ich gesagt, ich bin ein Kind der Provinz. — Ich habe traurige Erfahrungen gemacht, mein Herr, sehr traurige Erfahrungen! — Ein argloser Jüngling zog ich ein in die Stadt! aber ich bin schmählich betrogen worden. Mein unschuldiges Gemüth wurde vergiftet, meine zartesten Gefühle wurden verletzt, — mit einem Worte, ich kam in schlechte Gesellschaft; — aber verkennen Sie mich nicht, mein Herr! — ich bin nicht untergegangen in derselben, ich habe stets meine männliche Würde bewahrt!" — Er richtete sich bei diesen Worten höher auf und zog den Hut tiefer in's Gesicht, um sich einen möglichst edlen Anstrich zu geben, denn edle Männer trugen nach seiner Ansicht stets den Hut tief im Gesicht. —

Heldreich schau…
aber auch mit einem ge…
eine neue, ihm bisher vollkom…
und er beschloß, dieselbe zum Ge…
Studiums zu machen, ohne sich dabei …
solche Studien auf dem ihm fremden Boden …
einigermaßen gefährlich werden könnten. Er hatte …
Leben und Treiben in Berlin gelesen und gehört, sein …
Sinn sagte ihm daher sofort, daß er es hier mit einem …
Betrüger zu thun habe, welche sich an die Fremden drängen, u…
diese auf irgend eine Weise zu bestehlen oder anderweit zu be…
gaunern. — Aber diese Erkenntniß, weit entfernt, ihn zurückzu…
schrecken, reizte ihn nur. Die Begegnung mit dem zudringliche…
Elegant erschien ihm jetzt als ein höchst interessantes Abenteue…
welches er möglichst auszunutzen beschloß. Gerade weil er de…
Betrüger erkannt hatte, konnte ihm derselbe nicht mehr gefährlic…
werden.

Der Fremde ahnte nichts von dem Gedankengange unsere… jungen Freundes, er war überzeugt, auf denselben einen tiefe… Eindruck gemacht zu haben und schritt deshalb, um diesen nich… zu verwischen, schweigend einher. Nach kurzer Pause seufzte e… tief und fuhr dann fort: „Mein Herr, Sie sind noch fremd i… diesem großen Pfuhl der Verderbtheit, nehmen Sie deshalb de… Rath eines wahren Freundes an: Hüten Sie sich vor schlechte… Gesellschaft! — Schlechte Gesellschaft ist in Berlin der Verderb… aller jungen Leute! — Insbesondere aber, mein Herr, hüten Si… sich vor dem Spiel! Das Spiel ist das größte aller Laster! Da… Spiel ist der Abgrund der Hölle, es entwürdigt, degradirt, ent… sittlicht und demoralisirt. Nicht, daß ich etwas gegen ein un… schuldiges kleines Kartenspielchen hätte, — verkennen Sie mic…

…pier, wahrhaftig nicht!
…darf sich unterstehen, Theu-
…ennen, ich meine das Hazard-
…trächtige verabscheuungswürdige Ha-
… Gesellschaftsspielchen, wenn es nicht um
…geht, ist gewiß kein Verbrechen, im Gegentheil,
…n als ein argloses Vergnügen nur anzurathen. Welche
…spielen Sie, mein Herr?"

„Ich spiele niemals, kenne auch keine Karten!" war die …rockene Antwort.

Ein sehr befriedigtes Lächeln spielte um die bleichen Lippen des Herrn Theudobald Laur, als er fortfuhr: „Sie sind ein Mann nach meinem Herzen, mein Herr! — Hüten Sie sich vor den Karten. Wie leicht ist es für einen falschen Spieler, mit Karten zu betrügen. Jede Karte ist kenntlich, man kann die Volte schlagen, man hat das Glück in seiner Hand. Rühren Sie nie eine Karte an, wenn Ihnen ein wahrer Freund rathen soll. Mit dem Würfeln ist's was Anderes, freilich giebt's auch falsche, aber in anständiger Gesellschaft kommen die nicht vor, und wenn Sie mit Bekannten spielen, brauchen Sie keine Sorge zu haben. Aber da plaudern wir ein und das Andere und das Wichtigste vergessen wir. — Wie steht's, haben Sie denn schon einen guten Gasthof?"

„Mir ist von meinem Vater der grüne Baum empfohlen; er hat dort vor Jahren einmal gewohnt."

„Der grüne Baum? Hm, ja. Ich will nichts gegen den grünen Baum sagen; verkennen Sie mich nicht, — durchaus nicht; aber ich möchte Ihnen doch die silberne Krone anrathen."

„Weshalb diese besonders?" —

„Erlauben Sie mir einige Fragen. — Wünschen Sie ein reinliches Bett?“

„Gewiß!“

„Gutes Essen, billige Preise?“

„Natürlich.“

„Anständige, schnelle, freundliche Bedienung?“

„Versteht sich von selbst.“

„Dacht ich's nicht? Ich habe Sie erkannt, mein Herr, — eine geheime Sympathie zog mich zu Ihnen, wie wäre ich sonst dazu gekommen, Sie anzureden? — Nun, wenn Sie einen Gasthof nach Ihrem Herzen wollen, dann gehen Sie in die silberne Krone.“

„Was aber haben Sie gegen den grünen Baum?“

„Ich will nichts dagegen sagen, durchaus nichts, das sei fern von mir; soll ich Ihnen aber als wahrer Freund und als Ehrenmann rathen, dann kann ich nicht anders sagen, als — die silberne Krone ist der Gasthof für Sie. — Ich habe meine traurigen Erfahrungen in Berlin gemacht, weil ich einsam ohne einen treuen Rathgeber in der großen Stadt dastand. Danken Sie es den wunderbaren Fügungen des Himmels, daß Ihnen dieser einen wahren Freund schenkte, der Ihnen räth. Gehen Sie in die silberne Krone, mein Herr, — auf meine, Theudobald Laur's Verantwortung!“

Ein Lächeln spielte um den feingeschnittenen Mund des jungen Studenten; der Eifer, den Herr Theudobald Laur anwendete, um ihn nach der silbernen Krone zu bringen, amüsirte ihn. — „In welcher Straße liegt Ihr Gasthof?“ fragte er möglichst treuherzig.

„In der Z*straße, nicht weit von der K*straße, aber weit anständiger als diese, denn ich darf es Ihnen nicht verhehlen,

mein Herr, die K*straße steht in einem üblen Ruf und ist nicht geeignet, daß ein sittlich reiner junger Mann in ihr wohne. Ich habe nichts gegen den grünen Baum, aber meine Pflicht gebietet mir, Sie zu fragen: Haben Sie schon gehört, daß es in Berlin Gasthöfe giebt, in denen man die Fremden auf unverantwortliche Weise prellt, ihnen ihre Wäsche abnimmt, ihnen für ein schlechtes Essen hohe Preise abfordert? Dumpfige, unreinliche Stuben! Betten mit Ungeziefer! Unfreundliche, langsame Bedienung! Haben Sie davon schon gehört? — Nun, mein Herr, in welchen Gasthof soll ich Sie führen?"

„In den grünen Baum!"

Herr Theudobald Laur blieb plötzlich stehen und schaute mit ungeheuchelter Verwunderung den jungen Mann an, der ihm mit der unschuldigsten Miene geantwortet hatte. — Ein Fehlschlag im Augenblick des gehofften Sieges! Seine Beredsamkeit war fruchtlos gewesen, er ahnte, daß er hier einen Gegner gefunden habe, der nicht wie jeder beliebige Provinz-Gimpel behandelt werden durfte. Er faßte sich indessen schnell genug und sagte verbindlich:

„Wie Sie wollen! Wäre nicht die K*straße, so könnte ich Ihnen in der That keinen besseren Gasthof empfehlen; aber — nun, Sie werden ja sehen! Lange werden Sie ohnehin nicht im Gasthof wohnen, sondern sich wohl bald eine Stube suchen. Ich stehe Ihnen gern zu Diensten und will Sie führen."

Heldreich nahm den angebotenen Dienst ohne Weiteres an. Er hatte sich vor seiner Ankunft in Berlin auf dem Plan der Stadt einigermaßen orientirt und war daher sicher, daß ihn sein Begleiter nicht in entlegene Nebenstraßen führen konnte. Er überließ sich ganz der Lust, den Betrüger zu betrügen, denn daß Herr Theudobald Laur der ehrenwerthen Gaunerzunft angehöre, darüber war unser junger Freund nicht einen Augenblick in Zweifel.

Die beiden jungen Männer gingen raschen Schrittes vorwärts. Herr Theudobald Laur machte sich so liebenswürdig als möglich, indem er seinem Begleiter alle öffentlichen Gebäude zeigte, ihn auf diese oder jene Sehenswürdigkeit hinwies und dabei den Faden des Gesprächs nicht abreißen ließ; — plötzlich aber blieb er stehen und sagte: „Fast hätte ich Eins vergessen. Sie haben einen weiten Marsch gemacht und müssen müde, hungrig und durstig sein. Im Gasthof sind Speisen und Getränke theuer und schlecht. Wie wär's, wenn wir in ein anständiges Restaurationslokal einkehrten, um uns ein wenig zu erfrischen?"

„Ich habe nichts dagegen!"

„Wollen Sie zugleich Berlin näher kennen lernen, als dies sonst Fremden möglich ist, so könnte ich Sie in ein Lokal führen, in welchem die feinsten Herren neben Arbeitern verkehren, ein Lokal, wie es kein zweites hier giebt. Gutes Bier, gutes Essen! Billig, vortrefflich! — Aber, mein Herr, als wahrer Freund habe ich die Pflicht, Sie zu warnen: in dem Lokale wird gespielt, hoch gespielt. Lassen Sie sich nicht zum Spiel verführen!"

„Haben Sie keine Sorge."

„Sie haben das Bewußtsein männlicher Kraft! Gut, ich habe Sie richtig erkannt! — Sie brauchen übrigens keine Sorge zu haben, der Kreis, in welchen ich Sie einführen werde, besteht aus genauen Bekannten von mir, Ehrenmänner in des Wortes schönster und edelster Bedeutung (er zog bei diesen Worten den Hut etwas tiefer in's Gesicht), — vor diesen brauchen Sie sich nicht zu scheuen, wenn etwa zufällig ein Gesellschaftsspielchen gemacht werden sollte, wohl aber vor den übrigen Gästen; denn ich verhehle es Ihnen nicht, die Gesellschaft ist gemischt und Sie werden wohl daran thun, Jedem zu mißtrauen, den ich Ihnen nicht vorstelle. — Das Lokal heißt der Verbrecherkeller."

„Ein recht einladender Name."

„Nur ein Scherzname. Früher sollen in dem Keller, der jetzt als Restauration benutzt wird, Verbrecher gehaust haben, da hat man denn den Namen zum Scherz beibehalten und die Gäste nennen sich gegenseitig: „Herr Verbrecher." — Glauben Sie mir, ich würde Sie als Ihr wahrer Freund sicherlich nicht in ein schlechtes Lokal bringen. Das sei fern von mir! Verkennen Sie mich nicht."

Heldreich war von den Versicherungen seines wahren Freundes keineswegs vollständig überzeugt; aber er hatte sich einmal entschlossen, den seltsamen Menschen näher kennen zu lernen, ihn in seinem Treiben zu beobachten, um seine Menschenkenntniß zu bereichern, und er zögerte deshalb auch nicht, ihn nach dem Verbrecherkeller zu begleiten. Eine günstigere Gelegenheit, direct in eine Gaunergesellschaft eingeführt zu werden, konnte sich ihm schwerlich je wieder darbieten.

Vor einem großen Hause, aus dessen unmittelbar über dem Pflaster gelegenen Kellerfenstern ein helles Licht hervorstrahlte, blieb Herr Theudobald Laur stehen. „Wir sind zur Stelle!" sagte er, indem er auf eine nach dem Keller hinunterführende, hell mit Gas erleuchtete Treppe zeigte. „Hier ist der Verbrecherkeller; aber nun, mein Herr, muß ich noch eine Förmlichkeit erfüllen, ich muß Sie um Ihren werthen Namen bitten. — Verkennen Sie mich nicht, mein Herr, ich setze kein Mißtrauen in Ihre Ehrenhaftigkeit. Gewiß nicht! Ein Zug des Herzens hat mich zu Ihrem Freunde gemacht und bürgt mir für Sie, aber ich kenne Sie noch nicht dem Namen nach und bin doch verpflichtet, Sie der sehr ehrenwerthen Gesellschaft vorzustellen, in welche ich Sie einführen will. Hier ist meine Karte, mein Herr!" Er zog bei diesen Worten eine Brieftafel aus der Tasche und

übergab aus dieser unserm jungen Freunde eine elegante Karte, auf der in Kupfer gestochen stand: Theudobald Laur, Agent; — als Gegengabe erhielt er ein anspruchsloses, weißes Glanzpapier, welches die in festen, kühnen Zügen hingeworfene Namensunterschrift: Carl Heldreich, stud. jur., enthielt. — Damit war die Vorstellung zur vollsten Zufriedenheit des Herrn Theudobald Laur vollendet und dieser stieg nun seinem Freunde voran die nach dem Verbrecherkeller führende Treppe hinab.

II.

Heldreich fühlte sich fast versucht, umzukehren, als die nach dem Innern des Lokals führende Thür sich vor ihm öffnete. Er glaubte, in der entsetzlichen Atmosphäre von Tabaks- und Bierdünsten, welche ihm entgegenquoll, nicht athmen zu können, aber schon war es zu spät, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte.

Mit dem ernsten Gruß: „Guten Abend, meine Herren Verbrecher!" der mit einem wiehernden Gelächter von den Gästen des Lokals empfangen wurde, war Herr Theudobald Laur in den weiten gewölbten Kellerraum getreten; Heldreich folgte ihm auf dem Fuße nach.

Es dauerte einige Sekunden, ehe sich unser junger Freund, dessen Auge an einen derartigen Dunstkreis nicht gewöhnt war, in dem ausgedehnten Gewölbe zurecht finden konnte. Er sah anfangs nur glitzernde, durch den weißen Dampf blinkende Gasflammen, erst nach und nach lichtete sich der Nebel vor seinen Blicken und er konnte nun eine Ueberschau der Gesellschaft, in welche er so zufällig eingeführt war, halten.

Herr Theudobald Laur hatte Recht gehabt. Es war eine Gesellschaft aus allen Ständen gemischt, welche sich hier traulich im Verbrecherkeller vereinte; da saß der Blousemann neben dem Elegant, der halbwüchsige Knabe neben dem Greise, der Drehorgelspieler, der seine Orgel zur Seite gestellt hatte, neben dem Bürgersmann. Gemischt war die Gesellschaft und dennoch trug

sie einen ganz bestimmten Charakter; in allen diesen Zügen, den jungen wie den alten, hatte ein lasterhaftes Leben einen nie wieder zu verlöschenden Eindruck ausgeprägt. Der Verbrecherkeller trug seinen Namen nicht nur als eine Erinnerung an die Vergangenheit, er verdiente ihn auch in der Gegenwart, das war Heldreich klar, sobald er sich genügend orientirt hatte.

Herr Theudobald Laur führte seinen Freund nach einem im Hintergrunde des Kellerraums stehenden Tisch, an welchem vier elegant gekleidete junge Männer saßen. — „Meine Herren," sagte er mit Pathos, „ich habe die Ehre, Ihnen hier einen vortrefflichen jungen Mann, meinen verehrten Freund, Herrn Studiosus Heldreich vorzustellen, der erst heute in Berlin angekommen ist und nun wünscht, in Ihren verehrungswürdigen Kreis aufgenommen zu werden. Herr Heldreich, erlauben Sie mir, Ihnen die Herren vorzustellen. Herr Fischer." — Ein großer schöner Mann von aristokratischem Aeußern verbeugte sich leicht; — Heldreich blickte erstaunt auf, er hatte eine solche Erscheinung nicht im Verbrecherkeller gesucht, als er aber in die matten blauen Augen blickte, als er die schlaffen, bleichen Züge näher betrachtete, schwand seine Bewunderung.

„Herr Referendar Bombelitz," — ein kleiner untersetzter junger Mann von etwa dreißig Jahren, der mit etwas fadenscheiniger Eleganz gekleidet war, sprang auf und begrüßte Heldreich mit einer außerordentlichen Freundlichkeit. „Willkommen in der Musenstadt, Commilitone", — rief er — „hoffentlich sind Sie Jurist. Nichts anderes dürfen Sie studiren. Das jus ist das einzige vernünftige Studium. Nicht wahr, Graf?" — Fischer, an den er sich fragend gewendet hatte, nickte ihm mit einem matten Lächeln zu.

Herr Walders und Böhme waren zwei Alltagsgestalten, wie sie zu Dutzenden sich in den Straßen großer Städte umhertreiben;

das Urbild jener existenzlosen Menschen, welche nie arbeiten und dennoch leben, welche nie einen Thaler in der Tasche haben und dennoch an allen öffentlichen Vergnügungsorten zu treffen sind.

Der Referendar Bombelitz begann mit Heldreich, der sich zu ihm setzen mußte, sofort ein lebhaftes Gespräch, während Laur einige leise Worte mit Fischer sprach.

„Du bringst uns da einen seltsamen Vogel," sagte Letzterer, „er sieht aus, als ob nicht viel an ihm zu rupfen wäre."

„Er kommt nach Berlin, um hier zu studiren. So etwa 50 bis 60 Thaler hat wohl jeder neue Student bei sich."

„Nun, das lohnte schon der Mühe. Hast Du ihn in der „Krone" einquartiert?"

„Nein, Graf, er wollte durchaus nach dem „Grünen Baum." Um ihn nicht mißtrauisch zu machen, mußte ich nachgeben. Fang' auch nicht gleich mit dem Spiel an; erst wenn er betrunken ist, sonst geht er uns aus dem Garn, denn er ist ein heller Junge! — Bier her, Lene, wir sitzen noch ganz trocken."

Eine schlampige Kellnerin brachte zwei Seidel, sie gab dieselben aber nicht aus der Hand, ehe sie die Bezahlung erhalten hatte. Während sie wartete, erlaubte sich der Referendar Bombelitz einige handgreifliche Scherze; sie ertrug dieselben ohne eine Miene zu ändern; es machte ihr keine Freude, kränkte sie aber auch nicht, solche Scherze gehörten ja zum ewigen Einerlei ihres Lebens.

„Ihr Wohlsein, Herr Heldreich! Stoßen Sie an auf lange Freundschaft!" Mit diesen Worten setzte sich Herr Theudobald Laur wieder neben Heldreich, der froh war, dadurch von dem Referendar Bombelitz getrennt zu werden; denn dieser hatte ihn mit fortwährenden Fragen überhäuft und es ihm dadurch unmöglich gemacht, sich gehörig umzuschauen. Jetzt konnte er es thun und

wahrlich, die im Verbrecherkeller anwesende Gesellschaft war wohl einer näheren Betrachtung werth.

Um mehrere große Tafeln saßen auf schlechten Bänken die munteren Zecher, der Auswurf der großstädtischen Bevölkerung. — In einer Ecke war ein Hazardspiel im Gange; mit stieren Augen blickten die Spieler auf das rollende Geld, die Verlierer schimpften und fluchten, die Gewinner jubelten, aber schwer wäre es zu sagen gewesen, ob das Toben der Ersteren oder das Lachen der Letzteren gemeiner und widerwärtiger war.

An einem anderen Tische wurde gesungen.

„Da wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Denn böse Menschen kennen keine Lieder!“

Es wurde gesungen, aber welch' ein Lied! Heldreich erröthete. Solches Maaß von Unfläthigkeit, in wenige Worte gedrängt, hatte er noch nicht zu ahnen vermocht.

Zwischen den Spielenden, Zechenden, Singenden bewegte sich schnell und geräuschlos die Kellnerin; hier empfing sie ein Schimpfwort, dort einen Kuß, mit diesem mußte sie aus einem Glase trinken, jener stieß sie wüthend zurück; aber weder Freundlichkeit und Zärtlichkeit noch brutale Grobheit vermochten auf diesen abgelebten Zügen eine Veränderung hervorzurufen.

Heldreich war lange ein stummer Beobachter der merkwürdigen Gesellschaft gewesen, jetzt aber wendete er sich an Herrn Theudobald Laur, um diesen nach einem der Spieler zu fragen, der seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte, nach einem jungen Mann von kaum 25 Jahren, der durchaus nicht in die Gesellschaft, in der er lebte, zu passen schien. — Der Spieler gehörte seiner ganzen Erscheinung nach den höheren Ständen an, während seine Genossen fast sämmtlich halb zerlumpte Arbeiter waren. Er allein fluchte weder, wenn er verlor, noch äußerte er seine Freude,

wenn er gewann. Er bog ruhig seine Karten scheinbar ohne irgend eine Empfindung für den Wechsel des Spiels. Sein fein geschnittenes Gesicht war bleich, aber es trug nicht jene krankhafte Blässe, welche durch ein wüstes Leben erzeugt wird. Heldreich nahm an dem jungen Manne, den, wie ihn selbst, nur ein Zufall an diesen Ort verschlagen haben konnte und der in diesem Augenblick sicherlich das Opfer einer Spielerbande wurde, ein lebendiges Interesse.

Herr Theudobald Laur lächelte, als ihm Heldreich seine Gedanken mittheilte. „Sie geben sich einer Täuschung hin, mein geehrter Herr Heldreich," entgegnete er, „einer Täuschung, welche Ihrem edeln Herzen Ehre macht. Sehen Sie dort das Laster des Spiels in seiner fürchterlichsten Gestalt. Spielen Sie nie Karten! Jener junge Mann ist ein Baron, der sein ganzes Vermögen verspielt hat und jetzt davon lebt, jene Kerls zu betrügen! — Preisen Sie sich glücklich, daß Sie einen wahren Freund gefunden haben, der Sie beim ersten Eintritt in diese Lasterhöhle vor den Fallstricken des Bösen warnt. — Aber trinken Sie, Freund, trinken Sie! Lene, neue Seidel!"

Die frischen Seidel kamen und wurden getrunken, um auf's Neue eingeschenkt zu werden; aber Herr Theudobald Laur wartete vergebens auf ein Zeichen von Trunkenheit bei seinem Schützling. War doch ihm selbst schon das Bier zu Kopfe gestiegen und doch übte das starke Getränk nicht den geringsten Einfluß auf die kräftige Natur des jungen Studenten.

Herr Fischer schaute mißmuthig vor sich nieder, Referendar Bombelitz gab deutliche Zeichen von Ungeduld, — wie lange sollte er warten, ehe er zum Ziele kam. Laur entschloß sich endlich, einen kühnen Versuch zu machen; er nickte seinem Freund Fischer bedeutungsvoll zu. Dieser lehnte sich gähnend im Stuhle

zurück und sagte: „Ich begreife Euch nicht, Ihr seid heute alle schrecklich langweilig. Herr Heldreich muß einen sonderbaren Begriff von unserer Gesellschaft bekommen. Wie wär's, wenn wir, um uns die Zeit zu vertreiben, ein kleines Spielchen machten?"

„Nein, Graf! Unter keiner Bedingung!" rief Herr Theudobald Laur eifrig. „Nur kein Spiel, Du weißt, ich hasse die Karten!"

„Wer denkt daran? Ich rühre selbst keine Karte an. Nein, ein einfaches Gesellschaftsspiel! Wir wollen das Bier auswürfeln."

„Das ist freilich etwas Anderes! Das kann den Hals nicht kosten. Verkenne mich nicht, Graf, Theudobald Laur ist durchaus kein Philister! Ich würde das Vergnügen der Gesellschaft stören, wenn ich mich ausschlösse. Das wäre unanständig. Aber keine Karten und nur um das Bier, das mache ich mir aus!"

„Versteht sich! Bombelitz, laß Dir vom Wirth Würfel geben."

Referendar Bombelitz eilte dienstwillig fort und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Paar abgenutzter Würfel zurück. — „Also um's Bier," sagte Fischer, indem er die Würfel im Becher schüttelte und diesen Heldreich hinreichte. „Fangen Sie an, Herr Heldreich!"

Der Student fühlte, daß die Blicke der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft auf ihn gerichtet waren; es gewährte ihm ein eigenthümliches Vergnügen, daß jetzt die Betrüger, welche ihr Opfer schon ganz sicher im Garn zu haben glaubten, die Gefoppten sein würden. Er verbeugte sich leicht und entgegnete lächelnd: „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich spiele niemals!"

„Von Spiel ist nicht die Rede, es geht nur um's Bier!"

„Ich bedauere aufrichtig. Wie schon gesagt, ich spiele niemals, am wenigsten mit Unbekannten. Ich würde die weisen Er-

mahnungen meines Freundes, des Herrn Theudobald Laur, nicht beherzigen, wenn ich anders handeln wollte!"

Der arme Theudobald! Er saß mit einem wahren Leichenbittergesicht da, als er seine eigenen Worte gegen sich selbst gerichtet hörte. Was sollte er sagen? Er wählte das beste Auskunftsmittel, er schwieg.

Fischer schaute mit finsteren Blicken den Studenten an, der so unbefangen dasaß, als habe er gar keine Ahnung davon, daß an seinem Mitspiel etwas gelegen sein könne. „Lassen Sie sich nicht stören meine Herren," sagte Heldreich freundlich, „ich sehe dem Spiel gern zu."

Das war zuviel des Spottes. „Will der grüne Laffe uns verhöhnen?" rief Referendar Bombelitz wüthend. Er sprang auf, Fischer und die andern beiden Freunde folgten ihm und zeigten Heldreich geballte Fäuste; nur Herr Theudobald blieb in stiller Verzweiflung sitzen und schaute jammervoll auf Heldreich, der so unbefangen um sich blickte, als ginge ihn die ganze Sache gar nichts an.

Ein Sturm war offenbar im Ausbruch, aber er legte sich, ehe er noch zu tosen begonnen hatte. Ein leiser, klirrender Ton zitterte durch das weite Gewölbe, ein Ton, durch einen leichten Stoß von außen gegen die Fenster hervorgebracht, kaum hörbar, und doch von allen gehört. Augenblickliche tiefe Stille! Mit zauberischer Geschwindigkeit verschwanden die Karten und das Geld von dem einen Spieltisch, der Würfelbecher sank in die Tasche des Herrn Fischer, der sogleich wieder Platz nahm, indem er sagte: „Nun, so wollen wir denn das dumme Würfeln lassen, es kommt so nichts dabei heraus, als Streit." Die Kartenspieler hatten sich schnell zu den übrigen Gästen gesetzt, nur einer, ein wild aussehender Kerl mit einer großen Narbe im Gesicht, war, nach-

dem er mit der Kellnerin einen flüchtigen Blick ausgetauscht hatte, durch eine Hinterthür aus dem Lokale geflüchtet.

Heldreich begriff den ganzen Vorgang nicht, aber bald genug sollte sich ihm derselbe vollständig erklären. Die nach der Treppe führende Thür flog auf und ein großer, schöner Mann, der die Uniform eines Polizei-Lieutenants trug, trat, von zwei Polizisten gefolgt, in das Lokal. Er ging langsamen Schrittes zwischen den Tischen durch, jeden der Gäste mit scharfen Blicken musternd. Da senkte mancher angstvoll und demüthig das Haupt, manche Wange wurde bleicher! Der Polizei-Lieutenant kümmerte sich wenig um den Eindruck, welchen seine Anwesenheit machte; er wendete sich ärgerlich zu einem seiner Untergebenen und sagte: „Werner, der Vogel muß Wind bekommen haben, er ist ausgeflogen!“

„Soll ich in der Hinterstube nachsehen, Herr Lieutenant?“

„Der Ordnung wegen, ja. Aber es wird nichts nützen. Er ist durch den hinteren Ausgang entwischt.“

Der Polizist verschwand durch die Hinterthür; nach wenigen Augenblicken war er wieder da und rapportirte. „Er ist fort. Der hintere Thorweg, der immer von innen verschlossen wird, stand offen.“

„Ich wußte es. — Lene!“

Die Kellnerin trat näher. Sie allein war nicht erschreckt durch den Eintritt des Polizeibeamten; ihr Gesicht blieb eben so kalt und theilnahmlos, wie zuvor.

„Lene, war Bartels hier?“

„Ja, Herr Lieutenant.“

„Du hast ihn entfliehen lassen?“

„Was geht er mich an, und was könnte ich thun, wenn ich auch wollte, ich allein gegen diese Alle?“

Der Polizei-Lieutenant schüttelte mißvergnügt den Kopf, dann musterte er noch einmal, langsam das Gewölbe durchschreitend, alle Anwesenden; als er zu Heldreich kam, blieb er stehen und sagte zu Fischer gewendet: „Sieh da, Herr Fischer, Herr Bombelitz, Herr Walders und Herr Böhme, die ganze Gesellschaft ist zusammen und auch Herr Theudobald Laur fehlt nicht. Sie haben, wie ich sehe, einen fremden Gast, da komme ich wohl gerade zur rechten Zeit?"

Die Herren waren sämmtlich sehr verlegen geworden. Herr Fischer schaute vor sich nieder, Theudobald spielte mit dem Augenkneifer und auch Referendar Bombelitz hatte seine fröhliche Laune ganz und gar verloren.

„Ist gespielt worden?"

„Nein, Herr Lieutenant, gewiß und wahrhaftig nicht. Auf mein Ehrenwort nicht!" rief Theudobald sehr eifrig.

„Lassen Sie Ihr Ehrenwort bei Seite, Herr; je weniger Sie von demselben sprechen, desto besser. Uebrigens frage ich Sie nicht, sondern diesen Herrn. Er zeigte auf Heldreich.

„Nein, mein Herr!"

„Dann können Sie von Glück sagen! Darf ich Sie bitten mir zu folgen?"

„Herr Lieutenant, ich weiß nicht, wie ich dazu komme. Ich kann mich, wenn Sie es verlangen, vollständig legitimiren."

„Daran zweifle ich nicht. Ich habe Sie gebeten, mir zu folgen; verstehen Sie wohl, gebeten, obgleich ich, da ich Sie in diesem Lokal und in dieser Gesellschaft treffe, vielleicht ein Recht hätte, anders zu sprechen. In Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie noch einmal, stelle es Ihnen aber anheim, ob Sie wollen oder nicht."

„Ich folge Ihnen!"

Der Polizei-Lieutenant verließ den Verbrecherkeller, Heldreich folgte ihm. Die kühle Nachtluft wehte ihm erfrischend entgegen, als er auf die Straße kam; er athmete mit wahrem Wohlbehagen auf.

„Sie athmen frisch auf, junger Herr," sagte der Polizist wohlwollend, „es ist Ihnen ein Gefühl der Erleichterung, daß Sie aus dieser Gesellschaft heraus sind, aber nun sagen Sie mir, wie sind Sie denn eigentlich hinein gekommen? Erkannten Sie denn nicht auf den ersten Blick die Sie umgebende Betrügerbande?"

Heldreich erzählte dem Polizei-Lieutenant zu dessen großer Belustigung sein Abenteuer mit allen Nebenumständen, er verschwieg auch seine Absicht nicht, psychologische Studien, die ihm als künftigen Juristen wichtig sein mußten, zu machen.

„Sie sind mit heiler Haut davon gekommen, junger Herr; das ist mehr, als mancher Andere, der sich in den Verbrecherkeller gewagt hat, von sich sagen kann! — Die Gesellschaft, in der Sie sich befanden, ist die verrufenste der Residenz; unter den Gästen des Verbrecherkellers ist fast keiner, der nicht schon in dem Zuchthause gesessen hätte."

„Auch Herr Theudobald Laur?"

„War drei Jahre wegen betrügerischen Bankerotts auf dem Zuchthaus. Jetzt betreibt er das Gewerbe als Zuführer der Schlachtopfer für die falschen Würfel der Herren Fischer, Bombelitz und Consorten. Er ist übrigens der schlechteste von der Gesellschaft noch nicht."

„Und der Referendar Bombelitz?"

„Wurde wegen Diebstahls und Unterschlagung cassirt und bestraft. Jetzt ist er falscher Spieler und juristischer Rathgeber aller Diebe, Hehler u. s. w. Ein sehr geschickter, sehr gefähr-

licher Mensch, der zu jedem Verbrechen seine Hand bietet, sich aber selbst nicht betheiligt, weil er zu vorsichtig ist."

„Wer ist der Herr Fischer?"

„Der Graf? So wird er nämlich seines aristokratischen Aeußeren wegen allgemein genannt. — Er ist ein vielfach bestrafter, falscher Spieler. Im Reichthum erzogen, hat er sein Vermögen verspielt und ist nun vom Betrogenen zum Betrüger geworden. — Sie sehen, junger Herr, daß Sie in gefährlicher Gesellschaft waren; ich fürchte, Sie werden hier noch schweres Lehrgeld zahlen müssen, wenn Sie Ihrem Hang zum Abenteuer öfter freien Lauf lassen. Sollten Sie bei einer solchen Gelegenheit einmal meiner Hülfe bedürfen, dann wenden Sie sich nur getrost an mich, ich stehe gern zu Diensten. Ich bin der Polizei-Lieutenant von Alt."

Heldreich dankte herzlich; er wollte sich schon von dem gütigen Mann verabschieden, da kam ihm noch das Gesicht des jungen Mannes in Erinnerung, für den er sich so sehr interessirt hatte, des Barons, den er am Spieltisch gesehen. Er fragte noch nach diesem.

„Das ist eine traurige Geschichte," entgegnete Herr von Alt sehr ernst, „es geht mir jedesmal durch die Seele, wenn ich den jungen Mann sehe. Er ist der entartete Sproß einer vortrefflichen Familie, ein Taugenichts von Kindheit an. Ein falscher Spieler, ein Wechselfälscher, ein Dieb, ja er steht sogar im Verdacht der Mitschuld an einem Raubmord! Nie hat die Natur ein so betrügerisches Spiel getrieben, als indem sie diesem Menschen dies Gesicht gegeben hat. — Doch genug, Herr Heldreich, es ist spät, gehen Sie jetzt nach Ihrem Gasthof „Zum grünen Baum." Mein Sergeant mag Ihnen den Weg weisen."

III.

Heldreich erwachte am folgenden Morgen ziemlich spät. Als er sich in dem kleinen, reinlichen Stübchen des Gasthofs umschaute und dann an die Erlebnisse des vorigen Tages zurückdachte, erschienen ihm dieselben fast wie ein Traum. Erst als er aufgestanden war und auf seinem Tische die Karte des Herrn Theudobald Laur fand, mußte er sich wohl von der Wirklichkeit überzeugen. Die Erinnerungen an Theudobald und alle die übrigen wüsten Existenzen im Verbrecherkeller, an diese Menschen, die vielleicht einst nicht geahnt hatten, wohin sie das Schicksal führen würde, bis sie, durch Noth zum Verbrechen getrieben, endlich in diesem untergegangen waren, rief in ihm die ernste Sorge für seine eigene Zukunft wach.

Er stand inmitten der großen Stadt ganz allein, fast mittellos; denn die wenigen ersparten Thaler der Gymnasialzeit, welche er bei sich trug, reichten selbst beim eingeschränktesten Leben kaum für einige Monate aus. Heldreich war an eine angestrengte Arbeit gewöhnt. Schon als Gymnasiast hatte er sich durch Unterrichtgeben die Mittel für sein eigenes Studium erwerben müssen, denn der Vater konnte ihm keine Zuschüsse machen. Der karge Gehalt des Landpfarrers reichte kaum aus, um der großen Familie das nackte Leben zu erhalten.

Arbeiten wollte Heldreich von Herzen gern; aber wo Arbeit finden? In der Provinz war ihm der Gedanke, es könne ihm an

Arbeit und Verdienst mangeln, gar nicht in den Sinn gekommen. Es giebt ja in der großen Stadt so unendlich viel Gelegenheit für einen jungen Mann, sein Brod zu verdienen, so hatte Heldreich gedacht und so war es wirklich; aber wie sollte er, der Fremde, diese Gelegenheit auffinden?

Er saß lange grübelnd, endlich aber sprang er auf. „Die trüben Gedanken sollen mir die Laune nicht verderben! Kommt Zeit, kommt Rath! — Jetzt vor allen Dingen eine billige Wohnung, denn der billigste Gasthof ist doch theuer, dann eine Berechnung, wie ich am längsten mit meinen paar Groschen auskomme. Morgens ein Glas Wasser und ein Stück Brod. Mittags ein warmes Essen, wie es die Arbeiter essen, Abends ein tüchtiges Stück Brod! Bei solchem Leben kann man es aushalten, und bis mein Geld ganz verzehrt ist, werde ich schon Arbeit finden. Also zuerst eine billige Wohnung.“

Gesagt, gethan. — Mit frischem Muth trat Heldreich seine Wohnungsreise an. Anfangs sank ihm das Herz, als er die Preise für ein einfaches Zimmer hörte, monatlich 10 Thaler und mehr; aber je mehr er sich aus dem Mittelpunkte der Stadt entfernte, und sich entlegeneren Gegenden zuwendete, je mehr sanken auch die Preise, mit ihnen freilich auch die Eleganz und Bequemlichkeit der Wohnungen.“

Endlich fand er, was er suchte, fast am Ende der Stadt im Dachgeschoß eines himmelhohen Hauses, ein friedliches Stübchen mit reizender Aussicht auf weit sich hinstreckende Gärten für 2 Thaler monatliche Miethe. Die Wirthin, eine behäbige sprachselige Frau, versicherte ihm, er sei bei ihr aufgehoben, wie in Abrahams Schooß. Bei ihr wohnten immer Herren und Alle seien zufrieden. Die Zeitung könne er obenein umsonst lesen, die halte ihr Sohn mit dem Schneider auf dem Hofe zusammen, ihr

Sohn bekomme sie um 10 Uhr, und um 11 Uhr sollte sie täglich auf dem Tische liegen. Mehr könne kein Mensch für 2 Thaler monatlich verlangen!

Das fand Heldreich auch. Der Handel wurde abgeschlossen mit einem Thaler Draufgeld, den sich die weltkluge Frau Schröder wohlweislich bedungen hatte. Und eine Stunde später zog unser junger Freund mit seinem ganzen Hab und Gut in die neue Residenz ein, in der er schon die Zeitung auf dem Tische fand. — Frau Schröder machte ein etwas zweifelhaftes Gesicht, als sie das leichte Ränzchen ihres neuen Miethers sah; aber sie fand sich in das Unvermeidliche, das Draufgeld sicherte sie ja für 14 Tage.

Kurze Haare sind bald gebürstet, sagt ein altes Sprüchwort. Heldreich brauchte zum Auspacken seiner gesammten Habseligkeiten und zum Einräumen seiner Sachen nicht besonders lange Zeit. Nachdem die Wäsche, der Anordnung der Mutter gemäß, hinten in den Kommodenkasten gelegt und damit das Ordnungswerk vollendet war, trat er an das Fenster, um sich von seinem hohen Standpunkte aus die Nachbarschaft genauer anzusehen, als dies durch den flüchtigen Blick beim Miethen möglich gewesen war.

Eine Reihe niedriger Häuser bildete die gegenüberstehende Straßenreihe, so daß Heldreich über die Häuser hinweg in die sich weit bis zur Stadtmauer hin ausdehnenden Gärten, welche im bunten Schmucke der Georginen prangten, schauen konnte. Das war für den Großstädter eine große Annehmlichkeit, den Provinzialen aber interessirte mehr das großstädtische Leben, von dem in der entlegenen Straße wenig zu spüren war. Heldreich's Blick schweifte über lange Reihen uninteressanter Häuser fort, er blieb endlich haften auf einem kleinen Hause gerade gegenüber, dem kleinsten der ganzen Straße, denn es bestand nur aus einem Stockwerke und hatte im Ganzen eine Straßenbreite von zwei

Fenstern und der Hausthür. Das Haus selbst bot des Interessanten nicht gar viel und hätte wohl schwerlich Heldreich's Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn es war einfach grau gemalt und gebaut, wie fast alle solche kleine Häuser, wohl aber zeigten sich die mit schönen und sorgfältig gepflegten Blumen ausgeschmückten Fenster der Betrachtung um so mehr werth, als hinter dem einen Fenster, halb versteckt von dem Blumengebüsch, ein liebliches junges Mädchen saß, welches eifrig mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war.

Von seinem hohen Standpunkte aus würde Heldreich trotz seiner scharfen Augen wohl die Züge der Schönen nicht genau haben betrachten können, denn die Entfernung war zu groß, da aber half ihm sein kostbares Besitzthum, ein doppeltes Fernglas, das einzige Erbstück eines reichen Onkels, der sein Vermögen wohlhabenden Stiftungen und nur das Fernglas seinem armen Neffen vermacht hatte. Bisher hatte Heldreich immer ein wenig an dem gesunden Verstande des gottselig Verstorbenen gezweifelt; jetzt aber begann er den Werth des Vermächtnisses zu schätzen, denn plötzlich saß vor ihm, so nah, daß er ihr die Hand hätte geben können, das lieblichste junge Mädchen. Sie hatte das blonde Engelköpfchen ein wenig zurückgebeugt, indem sie eine Stickerei, welche sie vor sich hielt, betrachtete, so konnte denn Heldreich jeden ihrer Züge mustern, so konnte er sich berauschen in dem Anblick ihrer Schönheit, die ihn entzückte.

Er konnte nicht müde werden hinüberzuschauen, er träumte sich eine poetische Märchenwelt, in welcher die Schöne drüben den Mittelpunkt bildete, — da wurde er plötzlich aus all' diesen Poesieen auf eine höchst unsanfte Weise erweckt.

Ein Mann trat zu dem jungen Mädchen, die ihn nicht bemerkte, er hielt ihr schäkernd von hinten die Hände vor die Au-

gen und dieser Mann war — Heldreich traute seinen Augen nicht — der Baron, der Dieb, der muthmaßliche Mörder, den er gestern im Verbrecherkeller gesehen hatte; er erkannte den schönen, aristokratisch gebildeten Mann auf der Stelle wieder. Wer das bleiche feingeschnittene Gesicht, die hellen braunen, dunkel überwölbten Augen, den fein geschnittenen Mund mit dem leicht gekräuselten Schnurrbärtchen ein Mal gesehen hatte, der konnte es nie wieder vergessen.

Heldreich hatte das Glas entsetzt einen Augenblick sinken lassen, aber die Neugierde zwang ihn wieder hinüber zu sehen. Das Schäkerspiel war beendet. Der Baron hielt zärtlich die Hand der Schönen und diese schaute lächelnd zu ihm auf; sie plauderte mit ihm so vertraulich, wie dies ein junges Mädchen nur mit einem alten lieben Freunde thun kann.

Das war zuviel! Heldreich warf hastig das Fernglas fort und wendete sich vom Fenster ab. Mißmuthig setzte er sich auf das alte, harte Sopha, mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt. Er fühlte eine brennende Eifersucht. Was hatte der Baron bei diesem Engel zu thun? Wie konnte ein moralisch so tief gesunkener Mensch sich solche Vertraulichkeiten erlauben? Er glaubte die Pflicht zu haben, sie zu warnen. Da erst fiel ihm ein, daß er sie ja gar nicht kenne, daß er sich durch jedes Wort der Warnung lächerlich machen könne und daß seine jetzige Eifersucht in der That schon lächerlich genug sei. Heldreich hatte einen sehr klaren, scharfen Verstand. Er konnte sich wohl eine kurze Zeit in Träumereien wiegen, aber er kam stets schnell zum Bewußtsein seiner selbst; so lachte er denn herzlich über seine Thorheit und trat noch einmal mit dem Fernglas an's Fenster, aber vergebens, denn die Schöne hatte sich mit dem Baron in's Innere der Stube zurückgezogen.

Der Traum war vorüber, Heldreich in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Er wendete sich wieder seinem Sophaplatz zu und nahm die Zeitung vor, um seine Gedanken von dem Vorgange abzuziehen, der ihn wider seinen Willen noch immer beschäftigte. Sein Blick flog über die Spalten, nur mit Anstrengung konnte er sich zwingen, wirklich zu lesen. Endlich hatte er das kleine Blatt durchflogen, schon wollte er es fortlegen, da erinnerte er sich, daß im Inseratentheil mitunter Arbeitsgesuche und Arbeitsanerbietungen ständen. Vielleicht lächelte auch ihm das Glück! Er las weiter und wirklich, da stand ein Inserat, welches ihm Arbeit, wenn auch schlecht bezahlte, langweilige Arbeit versprach. „Eine größere wissenschaftliche Arbeit soll schnell und sauber abgeschrieben werden. Schreiber, welche der lateinischen Sprache mächtig sind, und welche eine gute, sehr leserliche Hand haben, können sich melden bei Polizei-Lieutenant von Alt. P*straße 100."

Eine Abschrift! — Das war freilich ein trauriger Broderwerb; die schlechtest bezahlte Unterrichtsstunde wäre unserm Freunde lieber gewesen, aber er durfte nicht wählen. Jetzt hatte er vor Allem die Pflicht, tüchtig zu arbeiten und zu erwerben, damit er seine Studien beginnen könne; er entschloß sich daher, sofort sich um die Arbeit zu bewerben und er hoffte um so mehr auf ein Resultat seiner Bewerbung, als ja zufällig der Polizei-Lieutenant von Alt, der sich ihm gestern so freundlich bewiesen hatte, die Abschrift zu vergeben hatte.

Er packte schnell seine Gymnasialzeugnisse und einige frühere Arbeiten und Proben seiner Handschrift zusammen und machte sich bald auf den Weg. Als er seine Stube verschloß, fiel ihm auf, was er vorher nicht bemerkt hatte, daß sich dicht neben seiner eigenen Thür eine zweite befand, an der eine Visitenkarte anzeigte, daß sie ebenfalls zur Stube eines Chambregarnisten

führte. Heldreich trat unwillkürlich näher, um den Namen seines Nachbars zu erfahren. Er las: „Theudobald Laur, Agent.“

Seltsamer Zufall! Von den wenigen Menschen, welche Heldreich in der großen Stadt kannte, führte ihm das Geschick fast in demselben Augenblicke drei entgegen, den Baron, den Polizei-Lieutenant und den edlen Theudobald. Die Nähe des letzteren war keine besondere Annehmlichkeit und Heldreich's erster Gedanke war, sofort zu seiner Wirthin zu gehen, um den Contract rückgängig zu machen; dann aber mußte er das Miethsgeld einbüßen und wie konnte er dies unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen?

Während er noch über die sehr unangenehme Alternative nachdachte, öffnete sich die Thür und vor ihm stand Herr Theudobald Laur. Theudobald fuhr auf's äußerste überrascht zurück, als er seinen „wahren Freund“ von gestern erblickte. „Ist's möglich?“ rief er aus. „Herr Heldreich! Das ist eine unerwartete Freude. Sie kommen, um mich zu besuchen? Bitte, treten Sie näher in meine schlechte Hütte. Ich schäme mich nicht, unter einem solchen Dache zu wohnen, denn, wie ich Ihnen sagte, ich habe traurige Erfahrungen gemacht.“

Heldreich mußte unwillkürlich über den Irrthum lächeln. „Sie täuschen sich, Herr Laur,“ sprach er; „nur ein Zufall führte mich an Ihre Thür. Ich bin seit einer Stunde, aber auch nur für diese kurze Zeit, Ihr Nachbar in dieser Stube.“

Theudobald's Gesicht wurde bedeutend länger. Wenn Heldreich ihn besuchte, so konnte er nichts schlimmes über ihn erfahren haben, deshalb hatte er sich so sehr über diesen Besuch gefreut; sehr enttäuscht fuhr er fort: „Wir haben uns gestern in einem kritischen Augenblicke getrennt, Herr Heldreich; ich fürchte, Sie haben Ihre Meinung über mich geändert?“

„Nicht im Geringsten, Herr Laur!“

„Nicht? Das freut mich, das macht mich glücklich! Schon fürchtete ich, der Polizei-Lieutenant — — Wer ist vor Verleumdung sicher? Der reinste Ruf ist nicht unantastbar. Er hat Ihnen nichts gesagt?“

„Doch! Er hat mir die Lebensschicksale der meisten gestern im Verbrecherkeller anwesenden Herren erzählt, der Herren Fischer, Bombelitz u. s. w.“

„Und die meinigen? Verkennen Sie mich nicht. Ich bin nicht neugierig, durchaus nicht, aber ich bin Ihr wahrer Freund, und daher liegt mir an Ihrer Achtung! Hat Ihnen der Lieutenant von — von — meinem Jugendfehler erzählt?“

„Wenn Sie damit den Jugendfehler meinen, der Ihnen eine dreijährige Haft zugezogen hat? — ja.“

„Ich dachte es! Es ist ein Gewebe schmachvoller Schändlichkeit um mich gesponnen! Es ist wahr, ich habe Unglück gehabt; aber nie war ich schuldig! Ich war das Opfer der Verhältnisse! Aber Sie sagten mir schon, daß Sie Ihre Meinung über mich nicht geändert hätten, daß Sie also dem Lügengewebe nicht glauben. So handelt ein wahrer Freund! Ich werde mich Ihnen dafür dankbar erweisen, indem ich Sie, den Fremdling, einführe in die gewählteste Gesellschaft! Kommen Sie mit mir, jetzt eben kann ich Sie bekannt machen mit mehreren höchst ausgezeichneten Männern, welche im Gasthof „Zur silbernen Krone“ einen streng geschlossenen Kreis bilden, in den Sie aber durch meine Connexion Zutritt haben sollen.“

Heldreich belustigte sich zwar über den Bombast des guten Theudobald, aber er hatte nicht Lust, sich durch denselben öfter belästigen zu lassen; er entschloß sich also, diese Bekanntschaft ein für alle Mal abzuschneiden. „Sie täuschen sich wieder und voll-

ständig, Herr Laur!" sagte er sehr ernst. „Ich habe meine Meinung über Sie nicht geändert, weil ich im ersten Augenblick unseres Zusammentreffens wußte, welche Zwecke Sie mit mir verfolgten. Ich wünsche nicht, daß Sie sich ferner Mühe geben, mich in Spielgesellschaften zu führen, Sie würden dabei nur Ihre Zeit verlieren, denn an mir ist sicher nichts zu verdienen. Ich bin ein armer, sehr armer Mensch, der, um hier leben und studiren zu können, sich sein Brod durch Abschreiben mühsam verdienen muß. Ich gehe jetzt eben zum Lieutenant von Alt, um mir Arbeit zu holen. Adieu, Herr Laur!"

Laur hatte mit dem Ausdruck der tiefsten Beschämung zugehört. Er war dunkelroth geworden, und als nun Heldreich geendet hatte und sich abwendete, um zu gehen, da beugte er den Kopf nieder und blieb stehen ohne ein Wort zu erwidern.

Heldreich ließ den beschämten Betrüger stehen und eilte schnellen Schrittes die Treppe hinab; unten auf der Hausflur sah er sich eingeholt durch Theudobald, der ihm die Hand auf die Schulter legte. „Ein Wort noch, Herr Heldreich!" sagte er mit glühendem Gesicht.

„Was beliebt?" war die kurze, scharfe Antwort.

„Wir können keinen Umgang mit einander haben, das sehe ich ein, Herr Heldreich, aber Eins muß ich Ihnen doch sagen: Glauben Sie mir, hätte ich gestern gewußt, daß Sie nicht ein junger, lustiger Student sind, sondern daß Sie sich Ihr Brod mit saurer Arbeit verdienen, dann — dann — nun dann hätte ich Sie nicht nach dem Verbrecherkeller geführt!" — Nach diesen Worten lief er fort, so eilig er konnte, ohne sich umzusehen.

Heldreich nahm seinen Weg nach der P*straße 100. Der Polizei-Lieutenant von Alt empfing ihn freundlich, aber mit etwas verwundertem Gesicht. Als ihm indessen Heldreich sein Anliegen

mittheilte, ihm seine Zeugnisse und Arbeiten übergab, da drückte er dem jungen Mann mit wahrer Herzlichkeit die Hand.

„Ich habe Sie liebgewonnen, trotzdem ich Sie gestern in so schlechter Gesellschaft traf, und ich freue mich nun doppelt, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Ihre Zeugnisse sind vortrefflich, Ihre Hand entspricht allen Anforderungen, Sie sollen die Arbeit haben und ein Honorar für dieselbe, mit dem Sie zufrieden sein werden. Sie haben die Abschrift eines großen juristischen Werkes mit vielen lateinischen Citaten zu machen, welches der Geheime Rath von Mandel verfaßt und mit so fürchterlichen Krähenfüßen geschrieben hat, daß es kein Setzer lesen kann. Hier, geben Sie meine Karte dem Geheimen Rath von Mandel, stellen Sie sich ihm vor, die Arbeit ist Ihnen sicher."

Heldreich dankte dem freundlichen Manne recht von Herzen; er plauderte noch ein Viertelstündchen mit ihm und fand dabei Gelegenheit, ehe er von ihm Abschied nahm, seine Begegnung mit Herrn Theudobald Laur zu erzählen. Der Lieutenant lachte weidlich: „Sie haben ihn gut abgetrumpft," sagte er, „ich kann mir sein verblüfftes Gesicht lebhaft vorstellen. Aber sein letztes Wort freut mich doch von ihm. Ich habe immer gesagt, der Theudobald ist noch nicht der Schlechteste. Uebrigens ist's mir lieb, daß ich weiß, wie Sie zur Nachbarschaft dieses Herrn gekommen sind. Ich gestehe Ihnen offen, hätte ich's zufällig erfahren, so wäre ich irre an Ihnen geworden, denn ich hätte geglaubt, Theudobald habe Ihnen selbst die Wohnung besorgt. Bleiben Sie jetzt aber nur ruhig wohnen, er wird Sie sicher nicht mehr belästigen."

IV.

Heldreich wurde von dem Geheimrath von Mandel, einem alten, zusammengeschrumpften Männchen, dem der Stockgelehrte aus jeder Bewegung hervorguckte, anfangs etwas förmlich aufgenommen; als er aber die Karte des Herrn von Alt, auf welche dieser einige freundliche Worte als Empfehlung notirt hatte, und demnächst seine Zeugnisse vorzeigte, wurde der Geheimrath heiter und gesprächig. Er holte einen mächtigen Folianten herbei. „Hier ist das Werk," rief er, sich beim Anblick seines Schatzes recht seelenvergnügt die Hände reibend, „über dem ich 15 Jahre gesessen habe Tag und Nacht, und welches mir jetzt der Esel von Buchhändler zurücksendet, weil kein Setzer es lesen könne. Haben Sie je so was gehört? Ich wollte erst nicht auf die Abschrift eingehen und ließ zur Probe einige Seiten abdrucken; aber Gott behüte uns vor allen Uebeln, was kam da für ein Zeug zusammen? Die Citate besonders hätte man eher für botokudisch, als für lateinisch gehalten. Also abgeschrieben muß das Werk schon werden, und ich hoffe, Sie werden der Mann dazu sein, die nicht leichte Arbeit gut zu vollenden!"

Und die Arbeit war nicht leicht. Als Heldreich den Deckel des Folianten öffnete und hineinschaute in die bunt durcheinander springenden Krähenfüße, welche nicht einmal durch die Form an Buchstaben erinnerten, da bekam er doch einen gelinden Schreck, der sich wohl auf seinem Gesicht ausprägen mochte, denn

der Geheime Rath sagte freundlich: „Erschrecken Sie nicht, junger Mann! Ein wenig Uebung, dann wird sich die Sache schon machen; meine Handschrift ist wirklich so schlecht nicht, als die Leute immer sagen, wenn man sich nur erst an den Charakter der Schrift gewöhnt hat, kann man sie ganz gut lesen. Sehen Sie, ich will es Ihnen gleich zeigen.“ Er öffnete bei diesen Worten den Folianten und las bei jedem Worte stockend und sich verbessernd einige Zeilen aus dem Werke, nach kurzer Zeit aber blieb er ganz stecken. Er schob die Brille herauf und herunter, vergeblich, diese Züge ließen sich nicht entziffern.

Der alte Geheime Rath gerieth in sichtliche Verlegenheit. „Hm,“ sagte er, „das Wort scheint in der That etwas undeutlich zu sein; aber es liegt wohl mehr daran, daß ich selbst meine Handschrift nur selten lese und daher nicht an dieselbe gewöhnt bin. Sie werden die Sache schon machen! Nachdem Sie wenige Seiten abgeschrieben haben, mögen Sie mir das Manuscript bringen, dann wollen wir auch den Preis der Abschrift bestimmen.“

Mit diesem Troste, den sehr ansehnlichen Folianten unter dem Arm, empfahl sich Heldreich. Er eilte nach Haus, um sein Geschäft als Abschreiber anzutreten. Kaum gönnte er sich so viel Zeit, um mit dem Fernglase einmal das Blumenfenster in dem kleinen Hause gegenüber zu mustern; zu seinem Glück fand er es leer, dann setzte er sich an die Arbeit. Während der ersten Stunde wollte er schier verzweifeln. Er hatte als Gymnasiast manche Abschrift gemacht und unleserliche Hände zur Genüge kennen gelernt, aber solche Hand, wie diese, war ihm doch noch nicht vorgekommen. Die Buchstaben, wenn man seltsam geformte, mit unserm Alphabet in gar keinem Zusammenhang stehende Schriftzeichen Buchstaben nennen kann, lagen unordentlich durch einander geworfen, ohne irgend einen Verband auf dem Papier.

Heldreich staunte die vor ihm liegende geschriebene Seite, mit dem besten Willen sie abzuschreiben, an, aber er konnte kein Wort lesen und jetzt begriff er, warum der unglückliche Setzer zu einem Phantasiestück seine Zuflucht genommen hatte, als er diese lateinischen Citate setzen sollte. Endlich nach langer vergeblicher Marter entschleierte sich ihm ein Wort, dann noch eins, dann wieder eins, zuletzt ein Satz! Der Geheime Rath hatte wirklich Recht, man mußte nur erst den Charakter seiner Handschrift, der darin lag, daß sie keinen Charakter hatte, kennen, dann lernte man sie lesen. Nach einem eifrigen Studium, welches er die halbe Nacht fortsetzte, war Heldreich im Stande, aus diesen Hieroglyphen fast so geläufig, wie aus einem gedruckten Buche, vorzulesen und nun erst machte er sich an die Abschrift selbst. Er arbeitete ununterbrochen bis gegen 11 Uhr Morgens, was kümmerte den lebensfrischen jungen Mann eine Nacht der Arbeit; erst, als er einen recht ansehnlichen Theil des Manuscripts vollendet hatte legte er die Feder nieder. Er wusch sich tüchtig mit kaltem Wasser, dann eilte er mit seiner Arbeit munter und frisch zu dem Geheimen Rath.

Der Geheime Rath war nicht gerade angenehm überrascht, als er Heldreich erblickte. „Ich liebe die zu flüchtigen Arbeiten nicht," sagte er ein wenig brummend, „lassen Sie einmal sehen!" Mit höchster Bewunderung schaute er auf den Stoß Manuscript, den der junge Mann vor ihm ausbreitete. „Das Alles haben Sie seit gestern gemacht? Aber wie ist denn das möglich?" Er las, nirgend ein Fehler, strengste Gewissenhaftigkeit und dabei eine kühne, kräftig schöne Handschrift.

„Das ist ein Meisterstück, junger Mann! Aber sagen Sie mir, wie war dies bei meiner — hm — immerhin mitunter

nicht ganz deutlichen Hand möglich? Bis wie lange haben Sie gestern Abend gearbeitet?"

„Bis jetzt Herr Geheimer Rath!"

„Das heißt, Sie haben die Nacht durchgearbeitet? Hm? — das verbitte ich mir junger Herr! Solche Nachtarbeit lassen Sie hübsch bei Seite, wenn wir gute Freunde bleiben wollen. Die rothen Backen gehen sonst zum Kuckuck und das will ich nicht! Sie haben es auch nicht nöthig, dafür werde ich schon sorgen!"

Der Preis der Arbeit wurde bestimmt. Er war für eine Abschrift so übermäßig hoch, daß Heldreich sich weigerte, ihn anzunehmen, da aber kam er bei dem alten Geheimen Rath übel an; der wurde höchst empfindlich, er wolle sich nichts schenken lassen, wie hoch eine solche Arbeit zu bezahlen sei, müsse er wohl am besten verstehen, und erst als Heldreich sich bereitwillig zeigte, beruhigte sich der Alte.

Von diesem Tage an entspann sich ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Geheimen Rath und dem jungen Studenten. Jedesmal wenn Heldreich kam, um Arbeit abzuliefern, mußte er in dem großen lederbeschlagenen Lehnsessel Platz nehmen und eine von den stets in Masse gestopft dastehenden langen Pfeifen rauchen, dann unterhielt sich der alte Herr mit ihm oft ein Stündchen und noch länger und mit jedem Besuche wurde er zutraulicher und freundlicher.

Eines Tages, wohl sechs Monate waren seit dem ersten Besuche verflossen, brachte Heldreich das letzte Stück dieses umfangreichen Manuscripts. Der Geheime Rath empfing ihn diesmal mit einem besonderen Ernst, ja mit einer gewissen Feierlichkeit. Wie gewöhnlich lud er den jungen Freund ein, seinen Platz im Lehnstuhl einzunehmen, aber eine Pfeife bot er ihm diesmal nicht an.

Den Rauch in großen Wolken von sich stoßend, ging der alte Herr im Zimmer auf und nieder, indem er hie und da seltsame Schwenkungen mit dem Pfeifenrohr machte. Endlich blieb er vor Heldreich stehen und sagte mit einem Ton der Innigkeit in der Stimme, den man dem vertrockneten Büchermenschen niemals zugetraut hätte: „Herr Heldreich, Sie kommen heute, um mir mein letztes Manuscript zu bringen; damit wäre denn unsere Geschäftsverbindung gelöst, nicht aber, so denke ich, unser ferneres Zusammenleben — ich habe Sie lieb gewonnen und möchte Sie mir erhalten. Obwohl ich sonst sehr vorsichtig bin, junge Leute in meine Familie einzuführen, ich überlasse das meiner Frau, so will ich doch mit Ihnen eine Ausnahme machen. Kommen Sie, ich werde Sie meiner Frau vorstellen.“

Heldreich entschuldigte sich vergeblich, daß er kein hochzeitlich Kleid, keinen Frack anhabe; er mochte wollen oder nicht, er wurde zur Frau Geheimräthin geschleppt, vorgestellt und auf's freundlichste aufgenommen. Die Geheimräthin, eine feine Frau mit einem etwas aristokratischen Wesen, welches seltsam von den trockenen Manieren ihres Gatten abstach, zeigte gegen Heldreich eine gewinnende, offene Freundlichkeit. „Sie freue sich,“ sagte sie, „des Besuchs um so mehr, als sie zwei Wünsche habe, welche beide der junge Freund ihres Gatten erfüllen könne; der erste, daß er ihren beiden Knaben lateinische Nachhülfestunden gebe, der zweite, daß er ihrem Gatten auch ferner ein liebevoller Gesellschafter bleibe und zwar nicht nur in der Studierstube, sondern auch im Schooße der Familie.“

So war denn Heldreich plötzlich eingeführt in eine reiche, vornehme Familie, in dieselbe aufgenommen als ein gern gesehener Gast. Seine Zukunft war gesichert, denn außer den Privatstunden, welche ihm heute die Geheimräthin angeboten, hatte er

noch einige andere Stunden durch die Empfehlung des Polizei-Lieutenant von Alt bekommen. Jetzt konnte er sich mit größerer Ruhe den Studien widmen, welche ihn nach der Residenz geführt hatten, diesen Studien, welche seit kurzer Zeit für ihn eine ganz andere Bedeutung als früher erhalten hatten. Wenn er in früherer Zeit zweifelhaft gewesen war, welchen Lebensberuf er ergreifen solle, hatte sich ihm niemals die Frage aufgeworfen, welches Studium ist wohl das einträglichste? Er hatte stets nur die Wissenschaft im Auge gehabt; seit einiger Zeit aber dachte er daran, daß mit dem Studium auch seine künftige Lebensstellung verbunden sei, daß er einst, wenn er sehr fleißig sei, in sechs Jahren Assessor mit einem kleinen auskömmlichen Gehalt sein könne. „In sechs Jahren," so dachte er, „bin ich 28 Jahr alt, das ist gerade das richtige Alter zum Heirathen!" Er trat dann an's Fenster und schaute mit einem Fernglase hinüber nach dem kleinen Häuschen gegenüber. Manche Stunde hatte er in den vergangenen Monaten so am Fenster gestanden und mit stets erhöhtem Interesse das blondgelockte Engelsköpfchen betrachtet; weiter aber war er in seiner Bekanntschaft nicht gekommen, ja, die Schöne gegenüber ahnte sicherlich nicht, daß dort in dem hohen Dachkämmerchen ein junger Mann wohnte, der ihr Bild sich so tief in sein Herz geprägt hatte, daß er sich niemals mehr eine Zukunft denken konnte ohne sie, deren Namen er nicht einmal wußte.

Seit jenem Tage, an welchem er den Baron so freundlich mit dem jungen Mädchen hatte scherzen sehen, war es Heldreich unmöglich gewesen, sich näher nach dem Namen und den Verhältnissen der Schönen zu erkundigen. Fürchtete er eine ungünstige Auskunft zu erhalten? Wollte er die Geliebte nicht von dem Schleier des Räthsels, der sie umgab, entkleidet wissen? Held-

reich gab sich darüber selbst keinen Aufschluß; er war zufrieden, die Geliebte täglich sehen zu können, sie bei der Arbeit, beim Schaffen im Häuslichen, bei ihren Spaziergängen in dem hinter dem Hause belegenen Garten beobachten zu können, etwas Weiteres verlangte er vorläufig nicht, denn diese Beobachtungen gaben ihm den Beweis, daß das junge Mädchen ebenso häuslich, sittsam und liebenswürdig sein müsse, als sie schön war.

Die Thür des kleinen Hauses gegenüber blieb fast fortwährend geschlossen, die Bewohner desselben führten offenbar ein von der ganzen übrigen Welt so abgeschiedenes Leben, daß sie kaum von anderen Menschen gekannt wurden; sie waren sich selbst genug, nur zwei Menschen, aber zwei, welche mit der innigsten Liebe aneinander hingen.

Außer dem Engelsköpfchen lebte in dem kleinen Hause noch ein alter Herr, offenbar der Vater der Schönen, den sie mit einer wunderlieblichen Art pflegte und bediente. Wenn er sich in dem Garten erging, trug sie ihm weiche Kissen und das Pfeifchen nach. Auf seinen Spaziergängen stützte sie ihn, Abends las sie ihm vor. Oft war noch spät am Abend Heldreich's Fernrohr auf die Gartenlaube gerichtet, in welcher das junge Mädchen ihrem Vater mit liebevoller Sorgfalt den Lehnsessel zurecht rückte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie beobachtet wurde.

Außer dem Vater und seiner Tochter wohnte Niemand in dem kleinen Hause. Das junge Mädchen führte die Wirthschaft allein, nur Morgens kam eine alte Frau auf etwa eine Stunde, um die gröbsten Arbeiten zu verrichten. War diese alte Dienerin aus dem Hause, dann blieben die beiden Bewohner sich meist ganz selbst überlassen, selten störte ein Besuch die stille Einsamkeit und nur noch einmal sah Heldreich nach jenem ersten Hinüberschauen den Baron als Gast in dem kleinen Hause, diesmal

aber konnte er den Empfang seines Nebenbuhlers nicht beobachten; derselbe fand im Innern der Stube, wohin sein Fernrohr nicht reichte, Statt. Der Besuch war nur von sehr kurzer Dauer, nach kaum füuf Minuten öffnete sich die Hausthür plötzlich, der Baron sprang mit einem dunkelrothen Gesicht aus derselben und drohte mit der geballten Faust zurück. Der alte Herr stand in der Thür, er schaute dem Forteilenden mit traurigem Gesichte nach.

Heldreich wäre am liebsten hinabgesprungen, um dem Baron nachzueilen und ihn zu züchtigen, denn sicherlich hatte er den würdigen alten Herrn schwer beleidigt; das aber ging nicht recht an, so mußte er also den lasterhaften Baron, gegen den er einen außerordentlichen Haß fühlte, ohne Züchtigung fortlassen.

Die Stunden, welche Heldreich am Fenster seines Dachstübchens verlebte, waren für ihn die glücklichsten des Tages. Er hätte jetzt dies Plätzchen nicht für eine prunkvolle Wohnung fortgegeben. — Oft fragte er sich, ob er wohl glücklicher sein würde, wenn es ihm gestattet wäre, hinüberzugehen in das kleine Haus und dort mit ihr, deren Stimme er noch nicht einmal gehört hatte, zu plaudern? Er wußte sich keine Antwort auf diese Frage zu geben, denn glücklicher als er war, konnte er schwerlich werden. Er hatte kaum einen anderen Wunsch, als den, noch Jahre lang, so lange, bis er als ein gemachter Mann vor die Geliebte treten könne, ihr unbekannt gegenüber wohnen zu können; aber dieser Wunsch sollte nicht erfüllt werden; früher als er es geahnt, wurde sein Schicksal mit dem ihrigen verflochten.

V.

An einem Abende des Februar kehrte Heldreich später als gewöhnlich in seine Wohnung zurück. Er hatte zufällig einen Schulfreund getroffen, war mit diesem in einem Bierhaus bei traulicher Unterhaltung länger geblieben, so daß es von der nahen Kirche 11 Uhr schlug, als er in die Nähe seiner Wohnung kam. Alter Gewohnheit nach fiel sein erster Blick auf das kleine Haus. Hinter den geschlossenen Fensterladen hervor strahlte noch der Schimmer eines Lichtes. Schon dieses fiel ihm auf, denn die Bewohner des kleinen Hauses pflegten sehr regelmäßig, gegen 10 Uhr, zu Bett zu gehen; noch auffallender aber war es, daß die Hausthür halb offen stand.

Heldreich blieb stehen; er war einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich nicht von der Ursache der ihn in Staunen setzenden Erscheinung überzeugen sollte. Wie leicht konnte in dem nur von Vater und Tochter, einem schwachen Greise und einem jungen Mädchen bewohnten Quartier ein Einbruch verübt sein! Aber welches Recht hatte er, der Fremde, sich um Verhältnisse zu kümmern, die ihn nicht angingen? Die Hausthür stand wahrscheinlich mit Absicht der Bewohner auf, dafür sprach schon das brennende Licht in der Wohnstube.

Trotz aller dieser Vernunftgründe konnte sich Heldreich doch nicht entschließen, nach seiner Dachkammer hinaufzusteigen; er ging auf der Straße auf und nieder, indem er stets das kleine Haus,

dem er sich nach und nach mehr näherte, im Auge behielt. Endlich blieb er horchend vor den geschlossenen Fensterladen stehen. Er hörte eine laute, harte männliche Stimme, die sich in einem drohenden Tone hören ließ, eine andere Stimme antwortete, ebenfalls die Stimme eines Mannes, aber weich, milder, es lag fast ein Accent der Furcht in dem Ton. Die Worte, welche gesprochen wurden, waren unverständlich, denn der Schall brach sich an dem geschlossenen Fenster. Heldreich konnte nicht weiter. Er fühlte, daß hier irgend etwas nicht richtig war, daß seine Hülfe bald nothwendig werden könne, und er hatte sich nicht getäuscht. Das Gespräch im Innern wurde lauter, die drohende Stimme ließ sich schärfer und härter hören, plötzlich tiefe Stille und dann — ein gellender Hülferuf.

Im nächsten Augenblick hatte Heldreich die Hausthür ganz aufgerissen, das Licht der Laterne vom gegenüberstehenden Hause fiel in den kleinen Flur und ließ ihn die linker Hand nach der Stube, aus der der Hülferuf gekommen war, führende Thür erkennen; er riß sie auf und sah seine schlimmsten Ahnungen bestätigt. Der Vater seiner Geliebten befand sich in der drohendsten Gefahr. Er rang mit einem kräftigen jungen Manne, in welchem Heldreich auf der Stelle jenen verhaßten Baron erkannte, aber der Kampf war fast beendet, schon hatte der Jüngling den alten Mann überwältigt, ihn auf das kleine Sopha niedergedrückt, seine mörderische Hand umkrallte schon den Hals des Alten. — „Willst Du das Geld geben, Onkel, oder nicht?“ zischte er mehr, als er sprach. — „Sag' ja oder ich drücke“ — — Er konnte nicht ausreden, denn ein gewaltiger Faustschlag, von Heldreich's muskelkräftiger Hand geführt, ließ ihn zurücktaumeln.

Der Alte sprang sofort wieder auf; er schaute einen Moment etwas verwirrt um sich, denn der mörderische Druck seines Hal=

ſes hatte ihn faſt der Beſinnung beraubt, aber er faßte ſich ſchnell. „Fort mit Dir, Hugo!“ rief er mit noch zitternder Stimme, „der heutige Abend hat das letzte Band zwiſchen uns zerſchnitten. Wage es nie wieder, Dich bei mir ſehen zu laſſen, wenn Du nicht willſt, daß ich Dich dem Gerichte übergebe.“ —

Der Baron ſchien unſchlüſſig, was er thun ſollte. Er hatte offenbar die größte Luſt, den Kampf wieder aufzunehmen, aber der kräftige Fauſtſchlag, den er empfangen, ließ ihm dies doch bedenklich erſcheinen. Er fuhr ſich mit der Hand durch das gelockte Haar, drehte das feine Schnurbärtchen und ſagte mit jener ein wenig näſelnden Stimme, welche junge Gardeofficiere gern annehmen: „Du machſt zu viel aus einem Ausbruch meiner Heftigkeit, Onkel, es war ja nicht ſo böſe gemeint!“

„Fort mit Dir, ich will Dich nicht mehr ſehen!“

„Onkel! bedenke der Fremde . . . .“

„Iſt mein Lebensretter, denn Du hätteſt mich ermordet, wenn er nicht dazu gekommen wäre. Deine Schande iſt ſchon offenkundig, wozu ſie noch verhehlen? Fort mit Dir, kein Wort mehr.“

Noch immer zeigte der Baron nicht die mindeſte Luſt zu gehorchen. Während er zum Schein eine möglichſt nachläſſige Haltung anzunehmen verſuchte, flog ſein Blick im Zimmer umher nach einer Waffe, mit welcher er den ungebetenen Gaſt unſchädlich machen könnte. Er erblickte auf einem Büffettiſchchen in einer Ecke einen Korb, in dem mit mehreren Tiſchmeſſern auch ein großes Vorſchneidemeſſer lag. Mit einem Ausruf der Freude riß er das Meſſer hervor, und ehe Heldreich auszuweichen vermochte, hatte er einen Stich mit der ſpitzen Waffe erhalten.

Es war ein Kampf um's Leben, das wußte Heldreich. Er fühlte ſich ſchwer verwundet, aber er verlor die Geiſtesgegenwart

nicht; mit Aufbietung aller seiner Kräfte führte er mit der Faust einen wohlgelungenen Hieb gegen seinen Mörder, der diesen halb ohnmächtig zurücktaumeln ließ. Das Messer fiel ihm dabei aus der Hand. Heldreich hob es von der Erde auf. Er wollte sich noch einmal auf seinen Gegner werfen, da aber wurde es ihm schwarz vor den Augen, das ganze Zimmer drehte sich mit ihm, er sank besinnungslos zu Boden.

VI.

Als Heldreich aus der Ohnmacht erwachte, war es heller, lichter Tag. Er befand sich in einer ihm ganz fremden Umgebung, in einem freundlichen Stübchen, in dem er sich nicht erinnern konnte, je vorher gewesen zu sein. Die Vorgänge des vergangenen Abends waren aus seinem Gedächtniß geschwunden, vergeblich strengte er sich an, sich zu besinnen, durch welchen Zufall er in dieses Zimmer gekommen sei.

Er lag halb entkleidet, mit Betten zugedeckt auf einem Sopha. Neben ihm stand ein Tisch, auf dem sich ein paar Medicinflaschen befanden; auf einem Stuhle vor dem Sopha lagen seine übrigen Kleider. Träumerisch schaute sich Heldreich um; es lag auf ihm ein Gefühl der Ermattung, welches ihn zu jeder ernsten Willensanstrengung unfähig machte, jenes Gefühl, welches den Kranken nach heftigem Blutverlust überkommt.

Er mochte wohl fast eine Viertelstunde still sinnend auf dem Sopha gelegen haben, als sich eine nach einem Nebenzimmer führende Thür leise öffnete und ein junges Mädchen eintrat. Heldreich glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen; das blonde Engelsköpfchen, welches er seit Monaten durch sein Fernglas beobachtet hatte, jetzt konnte er es in der Nähe betrachten, und zwar recht aus nächster Nähe, denn das junge Mädchen beugte sich theilnahmvoll über ihn. Als sie ihm in das Auge schaute, lächelte sie ihm so freundlich und lieblich zu, daß ihm wahrhaft das Herz aufging.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr? Fühlen Sie Schmerz?“ — fragte sie mit einer sanften, klangreichen Stimme. Es lag in dem Ton eine so freundliche Theilnahme, eine so zärtliche Besorgniß, daß Heldreich am liebsten aufgesprungen wäre, um sie aus Dankbarkeit zu umarmen. Das aber schickte sich nicht, er war schon gezwungen, seiner schönen Pflegerin gegenüber als Kranker ruhig liegen zu bleiben. Sie setzte sich unbefangen neben sein Lager und nahm eine Stickerei zur Hand. „Der Vater ist ausgegangen, aber ich hoffe, er wird bald zurückkommen,“ sagte sie einfach; „bis dahin müssen Sie sich schon mit meiner Pflege begnügen. Ich hoffe übrigens, Sie werden nicht lange Patient sein müssen. Der Doctor meint ja, die Wunde sei an und für sich nicht gefährlich, nur habe Sie der Blutverlust sehr erschöpft.“

Sie plauderte so unbefangen, als sei sie Jahr und Tag bekannt und vertraut gewesen mit dem jungen Manne, und dieser wieder fand diese Vertraulichkeit ebenso entzückend als naturgemäß, denn er kannte seine Schöne ja schon seit sechs Monaten, hatte sie in dieser Zeit täglich, ja fast stündlich gesehen, weshalb also sollte sie ihm gegenüber sich fremd zeigen? Daß seine Wunde nicht gefährlich sei, war ihm besonders angenehm zu hören, da er dadurch zu gleicher Zeit erfuhr, daß er verwundet sei. Jetzt konnte er sich ein gewisses zuckendes Prickeln in der Brust, welches er bisher nicht beachtet hatte, erklären; aber wie kam er überhaupt zu einer Wunde; wie in diese kleine grüne Stube, deren bildergeschmückte Wände ihm jeden Augenblick bekannter wurden? Er versuchte vergeblich seine Erinnerung zu sammeln, die Ereignisse des vergangenen Abends schienen vollständig aus seiner Erinnerung verwischt. Seine schöne Pflegerin mußte ihm darüber Aufschluß geben. Er hatte bisher, außer der kurzen Antwort auf ihre freundliche Frage nach seinem Befinden, nichts ge-

sprochen, denn er war vollkommen überwältigt durch die plötzliche Erscheinung der Göttin seiner Träume. Wenn er sich in anderer Gesellschaft nicht schüchtern zeigte, sondern stets frisch und keck auftrat, so fühlte er jetzt diesem einfachen Mädchen gegenüber zum ersten Male ein seltsames Gefühl der Beklommenheit, über welches er sich keinen Aufschluß zu geben vermochte. Er wollte eine Frage thun, aber die Worte fehlten ihm; er sann und je mehr er sann, je peinlicher wurde ihm sein verlegenes Schweigen, bis er endlich, um nur zu sprechen, fast brüsque mit der Frage herauskam: „Wo befinde ich mich denn eigentlich und wie bin ich hierher gekommen?“

Das junge Mädchen schaute, über die plötzliche Frage und den abgebrochenen Ton derselben verwundert, von der Arbeit auf. „Das wissen Sie nicht?“ fragte sie zurück.

„Nicht ein Wort! Vergeblich zermarterte ich meine Erinnerung, und ich bitte Sie nun, mir zu helfen.“

„Wo Sie sind, das kann ich Ihnen allerdings leicht beantworten: In der Wohnung meines Vaters, des Majors außer Dienst von Arnburg, ich benutze diese Gelegenheit, mich Ihnen vorzustellen, mein Name ist Clara von Arnburg.“ Sie war bei dieser eigenthümlichen Vorstellung aufgestanden und machte dem jungen Manne eine Verbeugung, die so zierlich und dabei so komisch war, daß Heldreich unwillkürlich lachen mußte, und dadurch über die Verlegenheit, sich selbst vorstellen zu müssen, denn dahin zielte offenbar die Absicht der jungen Dame, gebracht wurde; er verbeugte sich, soweit seine liegende Stellung dies gestattete, und sagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen den Studiosus juris Carl Heldreich vorzustellen, der entzückt ist, sich in solch' liebenswürdiger Gesellschaft zu befinden und gern dafür eine kleine Wunde in den Kauf nimmt, nun aber auch gern wissen

möchte, wie er zu dieser liebenswürdigen Wunde, die ihn offen bar hierher geführt hat, gekommen ist."

„Sie sind sehr galant, Herr Heldreich; jedenfalls wollen Sie sich den Ruf eines vollendeten Ritters erwerben, sowohl durch Tapferkeit als durch Galanterie."

„Sie spannen meine Neugierde auf die Folter."

„Das soll nicht geschehen, aber ich gestehe Ihnen offen, ich fürchte mich fast vor der Erzählung, denn es graut mir, wenn ich an den gestrigen Abend denke. Aber Sie haben ein Recht zu fordern, daß ich ein so albernes Gefühl überwinde. Hören Sie also. Ich war gestern Abend, ich will es Ihnen nur offen gestehen, bei der Arbeit eingeschlafen, als ich durch einen Schrei meines Vaters geweckt wurde. Ich glaubte zu träumen, aber ein zweiter Angstruf des Vaters, den ich deutlich hörte, obgleich zwei Zimmer zwischen meiner Schlafkammer und dieser Stube liegen, ließ mich in höchstem Schrecken aufspringen und eilen. Als ich die Thür öffnete, bot sich mir ein gräßlicher Anblick dar. Der Vater stand leichenblaß am Sopha; der Vetter Hugo lehnte sich gegen die Wand, indem er sich mit beiden Händen den Kopf hielt. Sie aber, mein Herr, lagen am Boden, in der Hand hielten Sie unser großes Vorschneidemesser; aus Ihrer Brust quoll ein dicker Blutstrom hervor.

„Jetzt erinnere ich mich," rief Heldreich aus. „Ich hörte auf der Straße den Angstruf, drang in das Zimmer und befreite Ihren Vater von der mörderischen Hand des Barons, der mich durch einen Messerstich verwundete. Dann schwand mir das Bewußtsein!"

„So erzählte mir mein Vater später; ich schrie laut auf, als ich Sie, wie ich glaubte, todt auf dem Boden liegen sah. Der Vater sprang nun herzu und hob Sie auf das Sopha,

dann aber wendete er sich gegen den Vetter und rief wüthend — „Fliehe Mörder, ehe es zu spät ist!“ Der Vetter aber antwortete nicht, er schaute mit ganz sonderbarem, verwirrtem, stierem Blicke um sich und taumelte, während er sich noch immer mit beiden Händen den Kopf hielt; er duldete es, daß ihn der Vater beim Arm ergriff und ihn vor die Thür stieß, er machte auch nicht einmal den Versuch, sich zu widersetzen; er war noch immer ganz betäubt von dem Faustschlag, den Sie ihm, wie der Vater sagte, gegeben hatten. Der schändliche Vetter war entfernt, Sie aber lagen noch immer ohnmächtig, schwer blutend auf dem Sopha. Der Vater hat den Krieg mitgemacht und versteht sich etwas auf die Heilung von Wunden. Er legte Ihnen schnell einen vorläufigen Verband an, um wenigstens das Blut etwas zu stillen, dann eilte er zum Doctor.“

„Er ließ Sie allein in dem öden Hause mit einem Schwerverwundeten?“

„Natürlich. Hätte ich etwa in der Nacht zum Doctor gehen sollen? Unser Hausarzt ist ein alter vortrefflicher Mann, der zu jeder Stunde der Nacht, sobald er gerufen wird, bereit ist zu kommen. Er kam sofort, verband Sie und gab uns den Trost, daß Ihre Wunde nicht gefährlich sei. Ich hoffe, er wird bald hier sein, um meine Worte zu bestätigen.“

Die Erzählung Clara's hatte alle Räthsel gelöst, welche den Vorgang der vergangenen Nacht umgaben, alle, nur das eine, das größte nicht — das räthselhafte Verhältniß des Barons zu dieser Familie. Daß der Baron ein Neffe des Majors sei, hatte Heldreich allerdings erfahren, er wußte ja schon von dem Polizei-Lieutenant, daß der Verbrecher aus einer vornehmen Familie stamme; der mörderische Angriff auf den Onkel stimmte ganz mit dem Charakter des Barons zusammen, durchaus unerklärlich aber

war ihm die Freundlichkeit und Vertraulichkeit, welche, wie er selbst gesehen, Clara von ihrem Vetter geduldet hatte; und gerade hierüber konnte er natürlich keine Frage wagen, denn Clara durfte unter keiner Bedingung etwas davon erfahren, daß er schon seit Monaten sie kenne; das Fernglas mußte für sie ein Geheimniß bleiben. Im scharfen Nachdenken über diese Frage strengte er sich an, bis ihm der Kopf schmerzte; Clara schaute ihm besorgt in's Auge. „Sie sehen wieder viel bleicher aus, als vorher, und Ihr Auge ist trübe," sagte sie, „gewiß hat unser langes Gespräch Sie aufgeregt und angegriffen. Bitte nehmen Sie von der Medicin und versuchen Sie zü schlafen."

„Ich bin durchaus nicht müde und möchte gern noch ein wenig plaudern."

„Sie müssen mir als galanter Ritter schon den Willen thun, Herr Heldreich. Hier ist die Medicin! So ist's recht."

Heldreich hatte tapfer geschluckt. Gegen diese freundlich liebenswürdige Bestimmtheit war gar kein Widerstand möglich, so mußte sich der junge Student denn auch bequemen, das Gesicht gegen die Wand zu drehen, — denn „ich spreche kein Wort mehr mit Ihnen, nicht eine Silbe, ehe Sie ein wenig geschlummert haben," hatte Clara gesagt, und gegen einen solchen Ausspruch war nichts mehr zu machen. Er mußte versuchen zu schlafen und der Versuch gelang.

Er erwachte nach vielleicht einer Stunde. Die Laute eines im Flüsterton dicht neben seinem Lager geführten Gesprächs schlugen zuerst vereinzelt, unverständlich, dann aber in ihrem Zusammenhange an sein Ohr.

„Sie können mir also die feste Versicherung geben, daß keine Gefahr ist?"

„Verlassen Sie sich darauf. Er schläft so ruhig und sanft

wie ein Gesunder. Nach einer Stunde können wir ihn, wenn er nicht von selbst aufwacht, wecken und in einer Droschke nach seiner Wohnung fahren."

„Deshalb frage ich nicht. Er muß, wie sich von selbst versteht, mein Gast bleiben, bis ihm die Fahrt nicht mehr die geringsten Schmerzen macht. Ich habe der Polizei von dem Vorfall keine Anzeige gemacht. So lange die Sache mich allein betraf, durfte ich schweigen, jetzt aber, da auch dieser junge Mann betheiligt ist, werde ich dessen Urtheil abwarten müssen, um mich über mein künftiges Verhalten gegen meinen Neffen zu bestimmen. Wäre das Leben des jungen Mannes bedroht, so müßte ich mit blutendem Herzen Anzeige beim Gericht machen."

„Der Sorge dürfen Sie ledig sein. Der junge Mann dort wird eher seinen Schmerz von der Wunde verlieren, als Ihr Hundsfott von Neffe seinen Kopfschmerz. Sehen Sie nur diese Armmuskeln, jetzt ist's mir erklärlich, daß ein Schlag dieser Faust gegen die Schläfe einen Mann niederschmettern kann. Ein wunderschöner Mensch!"

Heldreich hielt es nicht für rathsam, weiter zu hören, er drehte sich langsam um, und richtete sich auf mit einer Bewegung, als erwache er soeben.

Zwei ältere Herren saßen an derselben Stelle, welche vorher die schöne Clara eingenommen hatte. Den einen, den mit dem lang herabhängenden weißen Schnurrbart, kannte er schon, es war Clara's Vater, der Major von Arnburg; der andere dicke gemüthliche Mann mit der goldenen Brille war unzweifelhaft der Doktor. „Sehen Sie, Major," sagte dieser, als Heldreich sich regte, „jetzt haben wir nicht nöthig ihn zu wecken, er ist von selbst erwacht. Zu Ihrer Beruhigung will ich seine Wunde noch einmal untersuchen, obgleich es kaum nöthig wäre. Bitte, halten

Sie sich einen Augenblick still, mein junger Herkules. . . . — Alles steht vortrefflich, — in acht Tagen wissen Sie nichts mehr von dem ganzen Spaße. Ziehen Sie sich an, junger Herr, und fahren Sie in Gottes Namen nach Hause, oder gehen Sie, ganz wie Ihnen beliebt."

Heldreich mußte über die drollige Manier, mit welcher der Doktor die Untersuchung beendigte, unwillkürlich lachen; er fühlte sich wieder vollständig frisch und entgegnete daher, in den Ton des Doktors eingehend, munter: „Wenn Sie freundlichst eine Droschke holen lassen wollten; sie hat nur nöthig umzukehren, ich wohne hier grade gegenüber Nr. 125."

„Vortrefflich! Nein, ich habe hier nichts mehr zu thun, der Simson ist wieder hergestellt, der Dokter hat seine Pflicht gethan, der Doktor kann gehen!" Mit diesen Worten verabschiedete sich der dicke Arzt lachend; beim Gehen indessen verfehlte er nicht, sich noch einmal umzudrehen und zu Heldreich gewendet zu sagen: „Morgen um 11 Uhr besuche ich den Herrn Patienten noch einmal, um den Verband nachzusehen; bis dahin verbitte ich mir bayerisch Bier u. s. w. Verstanden? Adieu!"

Der Major war unserm jungen Freunde beim Aufstehen und Ankleiden mit einer fast zärtlichen Sorgfalt behülflich; als dieser fertig war, rief er seine Tochter. „Komm, Clara, und danke jetzt dem Manne, der Deinem Vater das Leben gerettet hat."

„Das will ich recht von Herzen thun, Vater; ich habe es zumal vorher versäumt, als Herr Heldreich wachte." Sie gab bei diesen Worten Heldreich die Hand und drückte sie ihm, wie einem alten lieben Freunde. In ihrem ganzen Wesen lag etwas außerordentlich Frisches, eine Unbefangenheit, die fast derb war und oft seltsam mit dem lieblich zarten Ausdruck des Engelsköpfchens contrastirte.

„Nun, mein lieber Herr Heldreich,“ fuhr der Major bittend fort, „setzen Sie sich zu uns und lassen Sie uns mit einander Bekanntschaft schließen. Daß Sie Heldreich heißen und daß Sie Jura studiren, habe ich schon durch meine Clara gehört; aber ich möchte gern noch mehr von Ihnen erfahren, möchte Sie genauer kennen, denn ich verdanke Ihnen nicht nur die Rettung meines Lebens, sondern ich will auch noch außerdem eine große Bitte an Sie stellen. Einem Manne, dem man zu so viel Dankbarkeit verpflichtet ist, möchte man gern näher stehen, als einem Fremden.“

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Major?“

„Davon später, Herr Heldreich. Erst lassen Sie uns mit einander bekannt werden. Sehen Sie, an mir ist nun nicht eben viel kennen zu lernen. Ich bin der Major a. D. von Arnburg, lebe hier in diesem kleinen Schlößchen eingeschränkt von meiner Pension und den paar Groschen Zinsen aus meinem kleinen Vermögen. Bin ein alter, oft griesgrämiger Mann, der nur eine Lust und Freude auf der Welt hat an dem Lockenkopf hier, meiner Clara, — ich sollte es eigentlich nicht sagen, da sie dabei ist; aber es ist doch wahr und sie weiß es ohnehin nur zu gut!“ Damit gab er dem lieblichen Mädchen, welches ihn zärtlich umarmte, einen derben Kuß, dann fuhr er fort: „Neben der Freude habe ich auch einen tiefen Gram, der mich nie verläßt und mich vielleicht noch in’s Grab bringen wird, wie er eine theure Schwester von mir in’s Grab gebracht hat. Ich habe einen Neffen, den Sohn dieser Schwester, einen nichtswürdigen Buben, einen Menschen, der zu jeder Schändlichkeit fähig und bereit ist, der seine hohen Talente nur zu Niederträchtigkeiten gebraucht, aus dem ein großer Mann hätte werden können und der ein Abschaum der Menschheit, die Schande seiner Familie, ein Verbrecher ohne

Scham und Gewissen geworden ist. Genug von dem Buben, Sie kennen ihn, Sie waren Zeuge, wie er mich morden wollte, weil ich mich weigerte, ihm eine Summe Geld zu — leihen, wie er sagte; Sie tragen die Wunde von seiner Hand. — Und nun gleich zu meiner Bitte oder vielmehr zu zwei Bitten, durch deren Erfüllung Sie der Wohlthat, welche Sie mir erwiesen haben, die Krone aufsetzen würden."

„Bitte, Herr Major, sprechen Sie. Was ich irgend thun kann, um Ihnen gefällig zu sein, soll gewiß geschehen."

„Nun wohl, so hören Sie. Meine erste Bitte geht dahin, lassen Sie den Schleier der Vergessenheit über die heutige Nacht sinken. Ich habe der Polizei keine Anzeige gemacht und werde es nicht thun, wenn Sie es nicht fordern. Ich möchte nicht die Veranlassung sein, daß der Sohn einer geliebten Schwester fünf Jahre lang in's Zuchthaus kommt. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?"

„Von Herzen gern. Ich verspreche Ihnen, von mir soll Niemand etwas über die Vorgänge der verflossenen Nacht erfahren!"

„Ich wußte wohl, daß Herr Heldreich Dir Deine Bitte nicht abschlagen würde," sagte Clara mit einem Tone der Ueberzeugung, der ihren Vater zum Lächeln brachte, so wenig er auch in jenem Augenblick dazu aufgelegt war.

„Ich danke Ihnen recht herzlich, Herr Heldreich," fuhr der Major fort, „nun habe ich auch Hoffnung, daß Sie mir meine zweite Bitte erfüllen, so seltsam Ihnen dieselbe erscheinen mag. Ich hoffe, wir werden heute unsere Bekanntschaft nicht abschließen. Sie werden mich recht häufig besuchen und wir wollen uns gegenseitig lieb gewinnen. Da wird sich Ihnen unwillkürlich der Gedanke an meinen Neffen aufdrängen. Sie werden vielleicht von diesem sogar hier oder da hören, möchten etwas aus seiner

Vergangenheit wissen, oder aus seiner Gegenwart mir erzählen; thun Sie das nicht. Ich will nichts mehr von dem Buben hören. Geben Sie mir das feste Versprechen, daß dieser Mensch für Sie vollständig todt sein soll, daß Sie weder mit mir, noch mit Clara über ihn sprechen wollen; das ist meine zweite Bitte. Ich dringe nicht auf die Erfüllung derselben, aber einen großen Gefallen würden Sie mir thun."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, auch in dieser Beziehung ganz nach Ihrem Wunsche zu handeln."

„Nochmals herzlichen Dank, und nun, mein junger Freund, müssen Sie mir erzählen von Ihren Eltern und Ihren Geschwistern, wie Sie leben und was Sie treiben. Wir wollen uns heute gleich, wie ein paar alte, langjährige Freunde kennen lernen, also schießen Sie los."

Heldreich mußte erzählen, er mochte wollen oder nicht; der alte Major wurde des Fragens nicht müde und Clara hörte so aufmerksam und andächtig zu, daß unser junger Freund nicht aufhören konnte. Stunden vergingen wie im Fluge und es war fast Abend, ehe der Major vom Fortgehen etwas hören wollte; er ließ es sich auch nicht nehmen, seinen Lebensretter persönlich bis nach dessen Stube zu bringen.

VII.

Der Doktor hatte nicht zu viel versprochen; die Wunde heilte mit überraschender Schnelligkeit und Heldreich wurde durch dieselbe kaum mehr besonders belästigt. Er konnte ausgehen nach Belieben, kaum fühlte er den leichten Verband, der ihn allein an den Messerstich erinnerte, denn den Blutverlust hatte der junge lebenskräftige Körper schnell wieder ersetzt.

Sein erster Ausgang war natürlich nach dem kleinen Häuschen gegenüber. Er wurde vom Major wie ein Sohn, von Clara als Bruder empfangen. Mit offener, unbefangener Freundlichkeit nahte ihm das junge Mädchen und plauderte mit ihm so zutraulich, als habe sie ihn seit Jahren gekannt. Von diesem Augenblicke an war das Haus des Majors ein zweites Vaterhaus für Carl Heldreich. Hier verlebte er seine Feierstunden. Allabendlich, wenn er seine Feder niedergelegt hatte, eilte er nach dem kleinen Hause. Der Major erwartete ihn meist schon und Clara machte ihm Vorwürfe, wenn er zu spät kam.

Das waren herrliche, genußreiche Abende. Der Major saß auf dem Sopha in einer Ecke, Clara in der anderen. Der Major rauchte sein Pfeifchen, Clara war mit irgend einer Stickerei beschäftigt. Heldreich hatte seinen Platz im Lehnsessel neben Clara und das Amt des Vorlesers. Die kleine, aber gewählte Bibliothek des Majors, welche die sämmtlichen deutschen Classiker enthielt, gab Stoff genug.

Heldreich las vortrefflich vor. Er hatte ein inniges Gefühl für alles Schöne, und verstand es, dasselbe im Wort zur Geltung zu bringen. Er besaß jenes Talent, welches nur Wenigen eigen ist, sich beim Lesen fast kritiklos in den Ideengang des Dichters hineinzuleben, sein eigenes Ich gewissermaßen aufzugeben und seine Seele mit der des Dichters zu verschmelzen. Sein Wort erhielt hierdurch eine solche Ursprünglichkeit, daß er nicht vorzulesen, sondern zu schaffen schien. Der Hörer lebte in der Dichtung und es ging ihm ein Verständniß derselben auf, wie er es beim Lesen der todten Buchstaben nie gehabt hatte. Das fühlte auch Clara sehr wohl. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, bis Heldreich ein Buch in der Hand hielt, und dann lauschte sie ihm mit entzückter Aufmerksamkeit. Oft genug ließ sie die Stickerei in den Schooß sinken und schaute sinnend in die belebten Züge des jungen Mannes, in denen alle die hehren Gedanken wiederglänzten, die er mit dem Dichter erschuf.

Nur zwei Abende in der Woche fehlte Heldreich in dem kleinen Hause. An jedem Dienstag und Freitag war er in der Familie des Geheimen Raths von Mandel. Nachdem er den Söhnen die lateinischen Nachhülfestunden gegeben hatte, rauchte er erst mit dem Geheimen Rath ein Pfeifchen und erzählte diesem dabei von seinem Studium, stritt auch wohl mit ihm über irgend ein juristisches Thema, bis gegen 7 Uhr der Bediente zum Thee einlud. Die Pfeifen wurden fein säuberlich in die Ecke gestellt, der Geheime Rath holte etwas Eau de Cologne, um den nicht eben angenehmen Parfum zu vertilgen, und führte seinen Gast zur Geheimen Räthin, welche ihn stets mit einer außerordentlich wohlthuenden, achtungsvollen Freundlichkeit empfing.

Meist war an jenen Abenden noch mehr Besuch da, wenn auch nie große Gesellschaft. Der Geheime Rath hielt ein gast-

liches Haus, in welches eingeführt zu werden nicht ganz leicht war, welches aber dem Eingeführten stets offen stand. In diesem kleinen Kreise trafen sich die geistigen Größen der Residenz in zwanglosester Weise; hier maßen sie sich oft im spielenden Kampf, und die Preisrichterin war die geistreiche feine Geheime Räthin, welche stets zu verhindern wußte, daß der Wettkampf, wie dies sonst leicht geschieht, vom Spiel zum ernsten Gefecht überging.

Heldreich wußte es als eine ganz besondere Gunst der Geheimen Räthin zu schätzen, daß sie ihm gerade zu diesen Abenden Zutritt in ihr Haus gewährt hatte, eine Ehre, weche nur höchst selten anderen jungen Leuten zu Theil wurde.

Eines Freitags Abends, etwa vierzehn Tage nach dem Abenteuer im kleinen Hause, befand sich Heldreich ebenfalls im kleinen Zirkel der Geheimen Räthin. Diese hatte ihn zu sich gewinkt und plauderte sehr freundlich mit ihm, während sich ihr Gatte mit dem Justizminister eines Duodezstaates, bisher dem einzigen Gaste, höchst angelegentlich über eine Frage des Kirchenrechts unterhielt. Es war schon gegen 8 Uhr, als der Bediente noch einen Besuch meldete. Die Geheime Räthin empfing die Karte mit einem nicht besonders zufriedengestellten Gesicht und reichte sie ihrem Gatten, der mit den Achseln zuckte und sagte: „Es ist nicht angenehm, liebe Frau, aber es hilft schon nichts — wir dürfen gerade hier die Schicklichkeit nicht verletzen; — der Herr Baron würde uns sehr erfreuen!“

Der Bediente entfernte sich, gleich darauf öffnete sich die Flügelthür und — Heldreich glaubte zu träumen — der Baron, der Dieb, der Mörder, — trat in's Zimmer. Er trug die eleganteste Toilette und benahm sich in derselben wie ein Modemann, der nie in anderen, als hocharistokratischen Zirkeln gelebt

hat. Als der Geheime Rath ihn Sr. Excellenz dem Herrn Minister Grafen von Stolzenburg vorstellte, verbeugte er sich tief und respectvoll, ganz anders trat er Heldreich gegenüber auf. Die Vorstellung erfolgte: Herr Baron Hugo von Laßperg — Herr Studiosus Carl Heldreich."

Der Baron schaute Heldreich, als er den bürgerlichen Namen hörte, von oben bis unten an. Nicht mit einer Gesichtszuckung verrieth er, daß er schon jemals in irgend einer Beziehung mit dem Vorgestellten gestanden habe; er nickte nur nachlässig mit dem Kopfe und nahm dabei jene süßlich herablassende Miene an, welche das Unabhängigkeitsgefühl jedes Bürgerlichen empören muß. Heldreich war in keiner Weise geneigt, sich herablassend behandeln zu lassen, am wenigsten von diesem Menschen; er drehte ihm deshalb unmittelbar nach der Vorstellung verächtlich den Rücken und kehrte zur Geheimen Räthin zurück, seinen früheren Sitz neben dem Sopha wieder einnehmend, während der Baron, der zwar durch die verächtliche Art Heldreich's einen Augenblick in Verlegenheit gebracht war, sich doch schnell wieder faßte und sich, als wenn nichts geschehen wäre, zu dem Geheimen Rath wendete, um an dem Gespräche Theil zu nehmen, welches dieser mit dem Minister führte.

Die Geheime Räthin war eine scharfe Beobachterin des ganzen Vorganges gewesen. Ihren hellen Augen war es nicht entgangen, daß Heldreich beim Eintritt des Barons im höchsten Grade erstaunt gewesen war, ebenso hatte sie die absichtliche Nichtachtung desselben bei der Vorstellung bemerkt.

„War Ihnen der Herr Baron von Laßperg schon früher bekannt, Herr Heldreich?" fragte sie mit leiser Stimme, sich scheinbar sehr angelegentlich mit der Theekanne beschäftigend. „Aber bitte, schauen Sie gefälligst, während wir zusammen sprechen,

mich oder meinen Mann oder wen Sie wollen, nur nicht den Baron an. Wie gesagt, kannten Sie ihn schon?"

„Gnädige Frau, ich habe ihn leider bei einer Gelegenheit kennen gelernt, über welche ich durch mein Ehrenwort gezwungen bin, nicht zu sprechen."

„Vielleicht aber können Sie mir sagen, ob die Sache ehrenvoll für den Baron war?"

„Durchaus nicht! Ich bin erstaunt, ihn in diesem Kreis zu sehen."

„Sie haben Recht. Mir ist sein Besuch auch im höchsten Grade zuwider, denn ich weiß, daß er ein durchaus nicht empfehlenswerthes Leben geführt hat. Erst neulich war der Polizei-Lieutenant von Alt bei uns, ein vortrefflicher Mann, den ich sehr hochschätze, und dieser hat mit meinem Manne eine lange Unterhaltung über den Baron geführt, welche keinenfalls zur Ehre desselben ausgefallen sein mag, denn mein Mann war nach derselben sehr verstimmt."

Die Geheime Räthin schwieg. Heldreich hatte mit wachsendem Staunen zugehört. Nachdem Herr von Alt mit dem Geheimen Rath gesprochen, diesem also dieselben Mittheilungen, wie ihm selbst gemacht hatte, empfing derselbe dennoch den Besuch eines Menschen, der nach dem Bericht des Polizei-Lieutenants im Verdacht stand, ein Raubmörder zu sein. Er fühlte sich durch eine solche Leichtfertigkeit in der Seele des Geheimen Raths, den er bisher besonders hoch geachtet hatte, verletzt und wurde es bald noch mehr.

Der Geheimrath benutzte eine kleine Pause im Gespräch, um dem Baron die Unterhaltung mit dem Minister zu überlassen. Er winkte Heldreich mit den Augen in eine Fensternische; hier sagte er viel ernster, als sein junger Freund dies bisher je ge-

hört hatte: „Sie waren, und unzweifelhaft absichtlich, sehr unartig gegen den Baron von Laßperg!“

„Ich kann es nicht leugnen, Herr Geheimrath.“

„Sie werden Ihre Gründe dazu gehabt haben, aber Sie hätten bedenken sollen, daß der Baron mein Gast ist.“

„Das habe ich auch bedacht und ihm deshalb auf sein beleidigendes Kopfnicken nur den Rücken gedreht. Dieser Mensch ist doch warhaftig zu einer so empörenden Herablassung nicht berechtigt. Ich bin leider durch mein Ehrenwort gebunden, nicht über einen Vorfall zu sprechen, bei welchem dieser Herr Baron eine Hauptrolle spielt — —.“

„Dann sollten Sie auch einen Vorfall, über den Sie nicht sprechen dürfen, nicht andeuten.“

Heldreich fühlte das Wahre des Vorwurfs; er schwieg betroffen; — seine Gesichtszüge waren stets der Spiegel seiner Seele, so daß der Geheimrath die Beschämung seines jungen Freundes deutlich in denselben lesen konnte. Er war ein wenig ärgerlich gewesen, jetzt aber drängte ihn seine Gutmüthigkeit, den Verletzten wieder zu versöhnen.

„Hm, hm, es war nicht so bös gemeint. Ich weiß wohl, man spricht manches gegen den Baron. Herr von Alt hat mir Alles mitgetheilt; aber — hm, — es giebt Verhältnisse, hm, — Sie wissen wohl, ich bin eigentlich sehr wählerisch, — empfange nicht Jeden in meinem Kreise; aber — — nun mit einem Worte, der Baron ist entfernt verwandt mit meinem Minister; da muß man wohl ein Auge zudrücken. Und wenn ich's thue, können Sie es auch thun, junger Herr! Ich verlasse mich darauf, daß Sie zu keinem weiteren Streit Veranlassung geben.“

„Sicherlich nicht, Herr Geheimer Rath!“

„Ein Mann, ein Wort! Und nun keine Silbe mehr über diesen Baron. Ich hoffe, er wird das Wiederkommen vergessen.“

Der Abend verging nicht so heiter wie gewöhnlich. Es lag auf der kleinen Gesellschaft ein Gefühl der Beklemmung, des Druckes. Der Baron fühlte sehr wohl, daß er die Ursache dieser Mißstimmung sei; er bemühte sich daher, sich geistreich und liebenswürdig zu zeigen, aber ohne Erfolg. Was er, mit der Absicht geistreich zu sein, sagte, ging nie über das Maß des Gewöhnlichen hinweg, und seine Liebenswürdigkeit trug so sehr den Charakter des Absichtlichen, daß alle seine Bemühungen ihn nur noch unangenehmer machten.

Zu allseitiger Befriedigung schlug es 10 Uhr, die im Hause des Geheimen Raths anerkannte Abschiedsstunde. Die Herren empfahlen sich. Als Heldreich dem Geheimen Rath zum Abschied die Hand gab, sagte dieser leise: „Denken Sie an Ihr Versprechen!“

„Ich wiederhole es, Herr Geheimer Rath!“

„Dann verlasse ich mich auf Sie!“

Der Bediente leuchtete den drei Herren die Treppe hinunter. Vor dem Hause wollte sich Heldreich verabschieden; er empfahl sich dem Minister und machte auch dem Baron eine leichte Verbeugung, indem er den Hut lüftete.

Er war kaum einige Schritte gegangen, als er den Baron neben sich erblickte. „Mein Herr,“ sagte dieser, „Sie haben sich heute gegen mich auf eine höchst verletzende Weise benommen, indem Sie sich unmittelbar nach der Vorstellung von mir abwendeten und mich stehen ließen. Sie werden sich hierüber zu erklären haben.“

Eine solche Frechheit war zu bodenlos, um sie zu ertragen. Heldreich wollte losbrausen, aber im richtigen Augenblicke erinnerte

er sich des Versprechens, welches er dem Geheimen Rath gegeben hatte.

„Herr Baron,“ erwiderte er, sich mit höchster Kraft bezähmend, „ich habe dem Herrn Geheimen Rath mein Ehrenwort gegeben, jeden Streit mit Ihnen zu vermeiden. Deshalb und nur deshalb erkläre ich Ihnen, daß mein Betragen veranlaßt wurde durch eine Miene der Herablassung bei der Vorstellung, zu der Sie nicht berechtigt waren.“

„Das ist allerdings eine sehr wenig genügende Erklärung,“ entgegnete der Baron; „aber meinetwegen mag sie genügen; es lohnt ja ohnehin nicht, sich mit einem Bürgerlichen zu streiten.“ Er warf bei diesen Worten den Kopf stolz zurück, wartete einen Augenblick auf eine Entgegnung, und als diese nicht erfolgte, eilte er fort, ohne sich umzusehen.

Heldreich schaute ihm empört nach. „Das ist das Uebermaß aller Frechheit! Ein solcher Mensch ist noch stolz auf seinen Adel! Nun freilich, worauf sollte er sonst stolz sein?“ Und mit dieser sehr natürlichen Erklärung beruhigt, setzte er seinen Heimweg fort.

VIII.

Heldreich's Verhältniß zum Major wurde mit jedem Tage inniger. Der alte Herr verjüngte sich in dem steten Umgange mit dem frischen, kräftigen jungen Mann. Er liebte diesen wie einen Sohn und oft schaute er mit einem gar freundlich sinnenden Blick auf seine Clara, wenn diese etwa mit ungezwungener Vertraulichkeit sich auf Heldreich's Schulter lehnte, um mit in das Buch zu schauen, wenn er vorlas.

Dem alten erfahrenen Mann war es nicht lange verborgen geblieben, daß sein junger Freund sich mit einer zauberischen Gewalt in das kleine Haus gezogen fühlte, welche er keineswegs den Reizen seines grauen Schnurrbarts zuschrieb; auch daß Clara mit einer gewissen Unruhe den ganzen Tag auf die Stunde wartete, in welcher der Abendgast zu erscheinen pflegte, daß sie seinen Tritt, die Art wie er klopfte, auf das Genaueste kannte, daß ein reizendes, zartes Roth ihre Wangen höher färbte, wenn sie ihm entgegen eilte, um ihm die Thür zu öffnen, daß sie jedes seiner Worte im treuen Gedächtniß hielt. Alles hatte der Vater sehr wohl und nicht ungern bemerkt. Er pflegte sich oft mit Heldreich über dessen beabsichtigte Staatslaufbahn zu unterhalten, um Pläne mit ihm für die Zukunft zu machen; er rechnete nicht weniger eifrig, als sein Freund selbst, aus, wie lange dieser wohl noch bis zu einer festen Staatsanstellung zu warten habe, und wenn er dann zu dem Resultate kam, daß Heldreich bei seiner

Anstellung 28, Clara kaum 22 Jahre alt sein werde, so war er damit recht wohl zufrieden.

Ein so großes Vertrauen der Major in Heldreich setzte, so blieb er doch über seine Familienverhältnisse stets schweigsam; nur einmal sprach er sich mit einigen Worten über dieselben aus, aber in einer Weise, welche dennoch kein Licht in das räthselhafte Dunkel brachte.

Ein lebendiges Gespräch, in welchem Heldreich in einfacher, entschiedener Weise seine Gedanken entwickelte, hatte sich an die Vorlesung des Nathan geknüpft. Clara hörte ihm mit leuchtenden Augen zu und der Major reichte ihm, als er geendet, über den Tisch freundlich die Hand. „Sie sind würdig, den Nathan zu lesen, Carl," sagte er ernst, „für Sie ist er geschrieben, für die junge, strebende, denkende Welt, nicht für die gedankenlose, nach Unterhaltung haschende Masse! Für Sie ist Lessing's Meisterstück eine Fundgrube der Lebensweisheit, eine Schule des wahren Menschenthums! Mich macht es wahrhaft glücklich, daß auch Sie sich an diesem herrlichen Gedichte erwärmen und begeistern; Ihre Liebe für den Nathan ruft mir die schönsten Tage meiner eigenen Jugend in das Gedächtniß zurück."

Er schwieg, in die Erinnerung an vergangene schöne Tage versunken, eine kurze Zeit, dann wendete er sich plötzlich zu Clara: „Welche glückliche Tage verdanken wir unserm lieben Freunde! Jetzt fühl' ich es recht, daß wir doch eigentlich in unserer bisherigen Abgeschiedenheit recht viel entbehrten; jetzt fühle ich es, wie traurig es ist, daß wir so ganz von unseren Verwandten getrennt leben und getrennt leben müssen. Wie herrlich würde es sein, wenn die beiden Menschen, die mir nächst Dir, meine Clara, durch das Blut verbunden sind, mit uns denken, mit uns fühlen könnten! Aber es soll einmal nicht sein. Der Eine,

Sie kennen ihn ja, Carl, ein Verbrecher, ein Scheusal, die Schande und der Kummer seiner Familie; — der Andere, ein Geck, ein Wüstling, ein Mensch, der, wenn ich auch nichts gegen seine Redlichkeit sagen kann, mir durch sein ganzes Denken so fern steht, daß ich ihn stets lieber gehen als kommen sehe. Nun, glücklicher Weise belästigt er mich nicht oft. Doch genug, ich will mir die schöne Stunde nicht verbittern durch den Gedanken an das, was mir fehlt, sondern genießen, was ich habe. Kein Wort mehr von meinem ungerathenen Neffen."

Damit brach er das Gespräch ab, das einzige, welches er jemals über seine Familienverhältnisse führte. Auch Clara, so vertrauensvoll sie sich sonst zu Heldreich zeigte, verlor über ihre Verwandtschaft nicht ein Wort, und so blieb dieselbe denn für unsern Freund in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Er fühlte sich hierdurch wohl mitunter unangenehm berührt, denn es erschien ihm als ein verletzender Mangel an Vertrauen, daß der Major gerade in dieser Beziehung so schweigsam war; mitunter schwebte ihm eine Frage auf der Zunge, aber er unterdrückte dieselbe stets, denn er wollte nicht ein Vertrauen erzwingen, welches ihm nicht offen entgegengetragen wurde; auch gedachte er seines Versprechens, über den unglücklichen Vetter nicht zu sprechen, und schwieg.

Dieses Dunkel über die Familienverhältnisse des Majors war aber auch der einzige Mißton, der sein Verhältniß zu dem alten Herrn mitunter trübte, sonst war Alles licht und klar, und die Stunden, welche Heldreich im kleinen Hause zubrachte, waren die schönsten und glücklichsten seines Lebens. Sie sollten leider schnell vorüberrauschen — ein flüchtiger Moment des Glückes vor einem fürchterlichen Wendepunkt des Schicksals.

IX.

Heldreich hatte einen heitern Abend im Hause des Geheimen Raths verlebt. Es war fast Mitternacht, als die Gesellschaft aufbrach, welche zu Ehren eines als Gast anwesenden fremden Künstlers zwei Stunden über die gewöhnliche Zeit geblieben war.

Schnellen Schrittes eilte Heldreich seiner Wohnung zu. Als er in die L*straße nicht fern von seinem Hause einbog, stieß er heftig mit einem Manne zusammen, der eben so schnell, als er, um die Ecke bog. Mit einem Wort der Entschuldigung wollte Heldreich weiter eilen, als er zufällig einen Blick in das vom Licht der Gaslaterne hell erleuchtete Gesicht des Mannes warf. Er erkannte zu seinem Staunen und Schrecken den Baron.

Was hatte der Baron hier und zu dieser Zeit zu thun? — Seine Eile schien schon auffällig, sie wurde noch verdächtiger durch die Absichtlichkeit, mit welcher er den Mantel, der sich durch das Zusammenprellen mit Heldreich etwas verschoben hatte, dicht um sich zog und das Gesicht damit zu verbergen suchte. Er murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann eilte er, indem er sich dichter in seinen Mantel hüllte, schnell vorüber, ohne sich weiter um den verwundert stehen bleibenden Studenten zu kümmern.

Eine ernste Besorgniß stieg in Heldreich auf und er beruhigte sich erst einigermaßen, als er, vor dem kleinen Hause angelangt, die Thür desselben fest verschlossen und die Fensterläden

unversehrt fand. Am liebsten hätte er geklingelt, um sich zu überzeugen, daß seinen Freunden keine Unannehmlichkeit zugestoßen sei; das aber wäre denn doch eine durch nichts gerechtfertigte Aengstlichkeit gewesen. So stieg er denn die engen Treppen zu seinem Stübchen hinan; noch einmal musterte er mit dem Fernglas das kleine Haus auf das Genaueste und erst, als er gar nichts Auffälliges fand, konnte er sich entschließen, sich zu Bett zu legen.

Am andern Morgen wurde Heldreich von seiner Wirthin gegen sieben Uhr geweckt; die Frau machte ein sonderbar ängstliches Gesicht, als sie vor seinem Bette stand und ihn bat, recht schnell aufzustehen. „Es muß drüben bei Majors irgend ein Unglück passirt sein," sagte sie; „das gnädige Fräulein hat die Aufwärterin geschickt und läßt Herrn Heldreich bitten, doch so bald als möglich herüberzukommen. Der Major sei noch nicht aufgestanden, seine Stube sei fest verschlossen und er antwortete auf alles Klopfen nicht."

In wenigen Minuten stand Heldreich vor der Thür des kleinen Hauses. Die Aufwärterin erwartete ihn und führte ihn über den Flur nach dem Gartenstübchen, welches Clara bewohnte. Er trat das erste Mal in das Gemach der Geliebten, aber weder er selbst noch Clara bedachten dies in jenem Augenblicke. Clara trat ihm mit bleichen Zügen entgegen. Sie war in höchster Besorgniß um den Vater, der sonst regelmäßig Morgens um 6 Uhr seinen Kaffee trank, bis jetzt aber noch kein Zeichen des Lebens gegeben hatte und durch das stärkste Klopfen nicht zu erwecken war.

Eine fürchterliche Ahnung stieg in Heldreich auf; er erinnerte sich des gestrigen Zusammentreffens mit dem Baron und jenes Abends, der ihn in das Haus des Majors geführt hatte. Er

versuchte noch einmal mit Clara gemeinschaftlich, durch Pochen an der verschlossenen Thür den vielleicht fest Schlafenden zu erwecken; als aber auch jetzt wieder alle Bemühungen vergeblich waren, schickte er die Aufwärterin zum Hausarzt des Majors, er selbst eilte zu einem Schlosser, um die Thür erbrechen zu lassen.

Der Schlosser kam: ein leichter Druck des Dietrichs und das Schloß öffnete sich. Die Thür war nicht von innen verriegelt, sondern verschlossen gewesen und der Schlüssel fehlte.

Heldreich trat, von Clara und dem Schlosser gefolgt, in das durch die Fensterläden verdunkelte Zimmer; er öffnete das Fenster. Sobald der erste Strahl des Lichtes in das Dunkel drang, hörte er einen herzzerreißenden gellenden Schmerzensschrei. Er wendete sich um und sah Clara, wie sie im tiefsten Entsetzen die Hände vor die Augen drückte. Sie wankte, er fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf und trug sie in ihr Schlafgemach, wo er sie auf das Bett niederlegte und sie der Fürsorge der alten Aufwärterin übergab. Ein einziger Blick hatte ihm seine fürchterlichsten Ahnungen bestätigt — der Major lag entseelt, in seinem Blute schwimmend auf dem Fußboden neben dem Sopha.

„Kommt der Arzt?“ fragte er besorgt.

Die Alte schüttelte traurig mit dem Kopfe: „Diese Nacht hat ihn ein Schlaganfall getroffen; er ist so eben gestorben.“

Ein anderer Arzt mußte gerufen werden. Heldreich sendete den Schlosser nach einem solchen fort, den Lehrling desselben nach dem nächsten Polizei-Lieutenant; er selbst kehrte in das Zimmer des Todes zurück.

Er beugte sich über den Major und schaute ihm in die starren, vom Todeskampf verzerrten Züge. Hier konnte der Arzt nichts mehr helfen, das Leben war längst entflohen. Seine Aufgabe konnte nur sein, die Todesursache festzustellen, und auch diese

war sichtlich genug, denn ein tiefer Schnitt durch den Hals zeigte dieselbe auch dem Laien.

Der Major war ermordet worden, darüber konnte nicht der geringste Zweifel walten, ermordet und beraubt. Der Schreibsekretair, in welchem der Verstorbene seine werthvollen Papiere und sein Geld aufzubewahren pflegte, war erbrochen, einige Papiere lagen auf der Tischplatte des Sekretairs, andere auf der Erde zerstreut.

Heldreich stand allein bei der Leiche. Ein tiefes Grauen überkam ihn, als er sich umschaute in dem kleinen, stillen Zimmer, in dem er so glückliche Stunden verlebt hatte, jetzt dem Schauplatz des fürchterlichen Verbrechens. Wer war der Mörder? Er wußte es und auch eine Andere war mit ihm derselben Ueberzeugung.

Eine leichte Hand legte sich auf seine Schulter; er schaute in Clara's geisterbleiche Züge, — mit starrem, thränenlosem Auge blickte sie auf die blutende Leiche. „Gebe Gott, daß ich nicht wahnsinnig werde!" sagte sie mit leiser, tonloser Stimme. „O, dieser Mensch! Wie oft habe ich den Vater gebeten, ihn nie, nie wieder in das Haus zu lassen! Wie oft habe ich ihn angefleht; aber vergeblich. Nun hat er ihn doch gemordet."

„Clara, ich flehe Sie an, verlassen Sie dieses Zimmer! Dies ist kein Ort für Sie, Sie müssen mir folgen. In wenigen Minuten wird die Polizei hier sein. Man wird Untersuchungen halten, bei denen Sie nicht anwesend sein dürfen."

„Sie schüttelte sanft verneinend das Haupt: „Ich bin stark, Carl; aber ich will Ihnen folgen, sobald die Leute kommen. Vorher indessen mußte ich Sie noch sprechen. Sie wissen, wer der Mörder ist?"

„Ich vermuthe es."

„Nein, Sie wissen es so gut als ich: der Vetter Hugo. Aber, wenn wir's auch wissen, nicht von uns darf die Anklage ausgehen. Sie dürfen den Verdacht nicht äußern, mir zu Liebe, dem theuren Verstorbenen zu Liebe nicht!"

„Clara!"

„Sie erinnern sich, Carl, wie dringend er Sie gebeten hat, jenen gräßlichen Mordversuch, der jetzt zur Ausführung gebracht worden ist, zu verschweigen. Während der letzten Jahre hatte er nur eine schwere Sorge, den Sohn seiner geliebten Schwester auf dem Blutgerüst sterben zu sehen, den Namen desselben als den eines Mörders genannt zu hören. Ich erfülle ein heiliges Vermächtniß, indem ich Sie anflehe: schweigen Sie. Wollen Sie mir die erste Bitte, welche ich an Sie richte, und eine Bitte zu solcher Stunde, abschlagen?"

„Clara, ich kann, ich darf Ihren Wunsch nicht erfüllen! Sobald die gerichtliche Untersuchung beginnt, werde ich vernommen werden als Zeuge, hören Sie, Clara, eidlich vernommen! Ich muß aussagen, was ich weiß, alle Umstände welche meinen Verdacht hervorgerufen haben. Wollen Sie verlangen, daß ich meineidig werde?"

„Nein, das würde auch er nicht verlangt haben, der Sie so unendlich geliebt hat. Werde auch ich vernommen werden?"

„Auch Sie."

„Man wird keine Rücksicht auf meinen Schmerz nehmen? Man wird die Tochter zwingen, als Zeugin in diesem gräßlichen Prozeß aufzutreten, als Blutzeugin gegen diesen Verbrecher, der doch mein Verwandter ist, den ich durch meine Aussagen morden werde?"

„Das Recht ist starr und unbeugsam. Die Richter mögen

vielleicht für die ersten Stunden Rücksichten der Menschlichkeit nehmen, dann aber müssen sie ihre Pflicht erfüllen."

„Ich danke Ihnen, Carl. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde ihn vor Gott und meinem Vater verantworten. Ich kann in diesem Prozeß nicht als Zeugin auftreten!"

„Was wollen Sie thun, Clara?"

„Ich werde die Stadt verlassen, bis der Prozeß beendigt ist, und noch heute. Versprechen Sie mir eins, Carl, das können, das dürfen Sie. Verschweigen Sie so lange Ihren Verdacht."

„Es wird mir schwer, die Rache des Gesetzes gegen das schuldige Haupt zu verzögern; aber ich verspreche es."

„Jetzt führen Sie mich auf mein Zimmer. Ich höre die Polizisten kommen."

Sie lehnte sich auf seinen Arm und ließ sich mehr von ihm tragen, als führen. Die Ruhe, zu welcher sie sich mit Aufbietung ihrer ganzen Seelenstärke gezwungen hatte, war gebrochen, sie war wieder einer Ohnmacht nahe. Als er sie auf das Bett getragen hatte und sich entfernen wollte, da schlang sie heftig die Arme um seinen Hals und rief, in einen Strom von Thränen ausbrechend: „O, verlassen Sie mich jetzt nicht, Carl; ich habe Niemand auf der Welt mehr, der mich liebt, als Sie, Sie ganz allein"; — aber fast in demselben Augenblicke faßte sie sich auch wieder, sie ließ die Arme sinken und sagte, durch die Thränen hindurch schmerzlich lächelnd: „Nein, ich darf nicht selbstsüchtig sein. Gehen Sie, Carl, — Sie müssen als Mann handeln. Er hat Sie geliebt, wie seinen Sohn, und als solcher müssen Sie sich jetzt hier im Hause betrachten. Gehen Sie, empfangen Sie die Polizei und treffen Sie die nöthigen Anordnungen."

Im Zimmer des Majors traf Heldreich einen Polizei-Lieutenant nebst zwei anderen Beamten, sowie den Arzt, einen jungen

Mann, der in der Nachbarschaft wohnte. Er stellte sich als ein Freund des Hauses vor, der durch Fräulein von Arnburg beauftragt sei, die Herren zu empfangen und ihnen bei den nöthigen Nachforschungen zur Hand zu gehen.

Der Polizei-Lieutenant, ein umsichtiger und gewandter Mann, nahm die erste Untersuchung des Thatbestandes vor, aus dem sich die Art und Weise, wie der Mord verübt worden war, mit ziemlicher Bestimmtheit schließen ließ.

Die Untersuchung des Zimmers ergab, daß ein Einbruch nicht stattgefunden hatte. Der eine Fensterladen war noch fest verschlossen, der andere, so wie das Schloß der Thür unversehrt. Die Leiche war vollkommen bekleidet; der Major hatte sein Bett, welches in einem Kämmerchen neben dem Wohnzimmer stand, noch nicht berührt. Der Mörder mußte also sein Opfer wachend gefunden haben. Die Leiche lag dicht neben dem Sopha, auf diesem zeigten sich keine Blutspuren, wohl aber war der Fußboden vor dem Sopha von Blut überschwemmt. Ein umgeworfener Stuhl befand sich in der Mitte der Stube. Die Pfeife des Majors lag dicht neben dem Sopha, der Kopf war zerbrochen, die Asche umhergestreut, sie hatte Brandflecken auf dem Fußboden zurückgelassen. Auf dem Tische lag eine halb ausgebrannte Cigarre, die hatte der Mörder dorthin gelegt, denn der Major rauchte, wie Heldreich sich erinnerte, niemals Cigarren.

Der Schreibsekretär stand offen, die einzelnen kleinen Fächer waren sämmtlich herausgezogen, die Papiere, welche in denselben enthalten gewesen waren, lagen theils auf dem Fußboden, theils auf der Platte des Sekretärs zerstreut. Der Mörder hatte sich offenbar Zeit gelassen, dieselben genau zu durchsuchen, denn auf der Platte lag ebenfalls eine halb ausgerauchte Cigarre und in einem herausgezogenen Kästchen, welches der Mörder als Asche-

kasten benutzt hatte, eine Quantität Asche. Ein Theil der Papiere war mit Blutflecken versehen, ein Zeichen, daß der Mörder die Untersuchung mit noch blutigen Händen begonnen hatte.

Die ärztliche Untersuchung der an der Leiche befindlichen Wunden zeigte, daß der Major durch den Stich eines spitzen Instruments, vielleicht eines Dolches oder dolchähnlichen Messers, in's Herz getroffen und sofort tödtlich verletzt worden sei. Wahrscheinlich war er in der Todesangst aufgesprungen und sogleich zu Boden gesunken; dann hatte ihm der Mörder, um sein Werk sicher zu vollenden, die Wunde am Halse beigebracht, dafür ergab sich der Beweis ganz augenscheinlich, denn neben der Stelle, wo der Hals des Opfers den Fußboden berührte, befand sich ein tiefer Einschnitt in das Holz der Diele. Nach dem vollendeten Mord und Raub war der Mörder in das Schlafgemach des Majors gegangen, dort hatte er sich die Hände gewaschen; das Waschbecken und das Handtuch trugen die blutigen Spuren. Die Thür, welche aus der Wohnstube nach dem Flur führte, hatte er im Fortgehen verschlossen und den Schlüssel mitgenommen, aber vor dem Hause fortgeworfen, er war durch einen der Polizisten aufgefunden worden.

Der Polizei-Lieutenant hatte ernst und schweigend seine Untersuchung beendet. Erst nachdem auch die entlegenste Ecke durchforscht war, wendete er sich zu Heldreich:

„Darf ich Sie um Ihren Namen, Stand und Ihre Wohnung bitten?“ Er notirte die Antwort, dann fuhr er fort: „Sie sind ein genauer Freund des Ermordeten gewesen?“

„Ich war sein täglicher Gast, er war mein väterlicher Freund.“

„Sie waren wohl auch gestern Abend hier?“

„Nein, am Nachmittage.“

„Und wo waren Sie am Abend?“

„In einer Gesellschaft beim Geheimen Rath von Mandel.“

„Bis zu welcher Zeit?“

„Bis gegen 12 Uhr. Aber was thut das zur Sache?“

„Verzeihen Sie die Fragen. Der Criminalbeamte muß in solchen Fällen seine Fühlhörner nach allen Richtungen ausstrecken, auch wenn er selbst glaubt, daß dies unnütz sei. Wissen Sie vielleicht, wer gestern Abend den Major besucht hat?“

„Nein. Der Major hat, so lange ich ihn kenne, keinen anderen Besuch, als den meinigen, empfangen.“

„Von dieser Regel hat er gestern zu seinem Unglück eine Ausnahme gemacht. Er hat einen Besuch empfangen und zwar einen Mann, der eine nicht gewöhnliche Kraft besitzt. Er hat sich mit diesem eine längere Zeit ruhig unterhalten. Der Besuch muß ein jüngerer Mann gewesen sein, ein genauer Bekannter des Majors. Während des Gespräches hat dieser plötzlich von seinem Gast den Stich durch die Brust empfangen und demnächst, auf dem Boden liegend, die letzte Wunde.“

„Aber woher wollen Sie dies Alles so genau wissen?“

„Aus allerhand kleinen Zeichen. Der Major saß auf dem Sopha, der Gast auf dem Stuhle; letzterer muß also ein jüngerer Mann gewesen sein, denn einem älteren würde der Major den Ehrenplatz auf dem Sopha überlassen haben. Es könnte vielleicht auch ein Mensch niederen Standes gewesen sein; einem solchen aber würde der Major nicht erlaubt haben, eine Cigarre zu rauchen, und außerdem würde derselbe nicht eine solche Cigarre, wie diese, deren feines Aeußere für ihren Preis zeugt, geraucht haben. Der Gast muß ein genauer Bekannter des Majors gewesen sein, dafür spricht der späte Besuch; er muß eine ungewöhnliche Körperkraft gehabt haben, dafür zeugt der tiefe Einschnitt, den sein

abgleitendes Messer im Holz der Diele hinterlassen hat. Wer war dieser Gast? Dies festzustellen ist jetzt unsere Aufgabe. So ungern ich Fräulein von Arnburg in diesem Augenblicke störe, so gebietet es mir doch meine Pflicht. Ich bitte Sie, mich zu dem Fräulein zu führen."

„Darf ich Sie melden?"

Der Polizei-Lieutenant schaute dem jungen Manne einen Augenblick forschend in's Gesicht: als er in dies offene, treue Auge blickte, da lächelte er und sagte mit einer Verbeugung: „Ich bitte darum."

Heldreich fand Clara bei der Nachricht, daß der Beamte sie sprechen wolle, ruhiger, als er geglaubt hatte. „Ich erwartete es," sagte sie gefaßt; „führen Sie den Herrn hierher."

Der Polizei-Lieutenant verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem jungen Mädchen. „Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit einer Weichheit in der Stimme, welche von einem wirklichen Mitgefühl zeugte, „daß ich Sie schon jetzt störe, aber eine harte Pflicht gebietet es mir. Ich muß ein vorläufiges Protokoll über dies entsetzliche Ereigniß aufnehmen und dies so vollständig als möglich machen, um den verruchten Mörder der Strafe des Gesetzes zu überantworten. Ich will Sie indessen nur kurze Zeit und durch einige nothwendige Fragen belästigen."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Zu welcher Zeit ging Ihr Herr Vater gewöhnlich zu Bette?"

„Gegen 11 Uhr."

„Sind Sie des Abends gewöhnlich bis zur Schlafenszeit in seiner Gesellschaft gewesen?"

„Nein, er liebte es, Abends vor dem zu Bettgehen noch ein Stündchen zu lesen; dabei war er gern allein."

„Er nahm also von Ihnen gewöhnlich gegen 10 Uhr Abschied?“

„Ja, wenn wir allein waren. Wenn Herr Heldreich uns besuchte, blieben wir wohl bis gegen 11 Uhr zusammen.“

„Hatte Ihr Herr Vater gestern Abend Besuch?“

„Nein; Herr Heldreich ist Freitags nie bei uns.“

„Nicht Herrn Heldreich; einen andern Besuch?“

„Ich weiß von keinem Besuch. Der Vater sagte mir gestern früher als gewöhnlich, gegen 9 Uhr, gute Nacht.“

„Haben Sie sich gleich zu Bette gelegt?“

„Nein, etwa gegen 10 Uhr.“

„Haben Sie nichts, gar nichts gehört?“

„Nichts. Ich habe den Vater so oft gebeten, er möchte doch sein Schlafzimmer neben das meinige verlegen, aber er wollte nie darauf eingehen.“

„Nun, mein gnädiges Fräulein, noch eine schwere Frage, Herr Heldreich, darf ich Sie bitten, uns einen Augenblick zu verlassen? — So, wir sind jetzt allein, haben Sie irgend einen, wenn auch ganz unbestimmten und unbegründeten Verdacht, dann bitte ich Sie, sprechen Sie ihn mir gegenüber vertrauensvoll aus!“

Clara sah sinnend vor sich nieder, dann schaute sie mit feuchtem Blick auf und sagte: „Ich darf Ihnen keine Unwahrheit sagen, und ich würde es thun, wollte ich leugnen, daß ich einen Verdacht habe; aber ich würde es für ein Verbrechen halten, denselben auszusprechen; ich werde mich nie dazu entschließen können.“

„Ich will jetzt nicht in Sie dringen, mein gnädiges Fräulein; aber erlauben Sie mir noch einige Fragen. Herr Heldreich, der uns soeben verlassen hat, war er häufig in Ihrem Hause?“

„Täglich; der gute Vater liebte ihn, wie seinen Sohn.“

„War er gewiß gestern Abend nicht hier?“

„Um Gotteswillen,“ schrie Clara entsetzt auf, Sie glauben doch nicht etwa — Eine solche Idee wäre ein Wahnsinn, eine Gotteslästerung! — Carl, der den Vater so zärtlich liebte! Nein, ehe ich dulde, daß auf ihn auch nur eine Sekunde der Schatten eines unreinen Gedankens fällt, eher will ich — aber nein! Wer könnte so wahnsinnig sein? Sprechen Sie, Herr Lieutenant, haben Sie an Carl gedacht?“

„Gewiß nicht, mein gnädiges Fräulein. Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich. Ich weiß nun, daß Ihr Verdacht nicht Herrn Heldreich betrifft; das ist Alles, was ich wissen wollte.“

Mit diesen Worten empfahl sich der Polizei-Lieutenant. Er nahm im Zimmer des Majors ein ausführliches Protokoll über den Thatbestand auf, ließ dasselbe vom Arzt und von Heldreich unterzeichnen und entfernte sich mit der Bemerkung, daß er sofort die nöthige Anzeige beim Criminalgericht machen werde. Bis dahin verschloß und versiegelte er das Zimmer des Majors, damit die Gerichtsbeamten sicherlich in der Lage der Dinge nichts verändert fänden.

Als Heldreich nach der Beendigung der Untersuchung zu Clara zurückkehrte, fand er diese eifrig mit dem Einpacken der Sachen beschäftigt. „Noch einmal will ich den theuren Vater sehen,“ sagte sie weinend, „noch einmal seinen kalten Mund küssen, dann reise ich. Ich weiß es, die Criminalbeamten würden mich bald zwingen, Alles zu sagen, was ich glaube oder denke; wäre dies doch beinahe dem Polizei-Lieutenant gelungen! Ich will und darf nicht als Anklägerin auftreten: das gebietet mir das Andenken meines Vaters.“

Sie blieb fest bei diesem Entschluß, so sehr sich Heldreich auch bemühte, sie von demselben abzubringen. „Ich handle im

Geiste des Vaters und seinen Wünschen gemäß.“ Dies war der Grund, mit welchem sie alle Einwendungen widerlegte.

Stunden vergingen. Es wurde Nachmittag, ehe die Gerichtsbeamten erschienen, um noch einmal eine gründliche Untersuchung der Sachlage vorzunehmen. Etwas Neues fanden sie nicht, denn der umsichtige Polizist hatte bereits alles Bemerkenswerthe zu Protokoll genommen. Heldreich, die Aufwärterin und Clara mußten noch einmal ihre schon gegebenen Aussagen wiederholen, dann wurde der letzteren der Schlüssel zu ihres Vaters Zimmer zurückgegeben, nachdem ein genaues Inventarium aller im Zimmer vorhandenen Gegenstände aufgenommen worden war. Dies Alles waren lästige und zeitraubende Förmlichkeiten, und es wurde Abend, ehe sie beendet werden konnten. Endlich schieden die Gerichtsbeamten, Heldreich konnte die Leiche des Majors in dessen Schlafzimmer bringen lassen, und dorthin führte er Clara zum letzten Abschied von ihrem Vater.

Clara saß lange, still weinend, vor dem Bett; sie hielt die kalte, starre Hand in der ihrigen, ihr Blick ruhte auf den theuren Zügen. Heldreich stand schweigend ihr zur Seite. Während des geschäftsreichen Tages hatten die Sorgen ihm kaum einen Augenblick Zeit zum Nachdenken gelassen; jetzt erst trat der Verlust, den auch er in seinem väterlichen Freunde erlitten hatte, in seiner ganzen Furchtbarkeit vor seine Seele und eine schwere Thräne rollte über seine Wange.

Clara schaute ihm voll und zärtlich in's Auge. „Sie weinen, theurer Freund!“ sagte sie mild und weich, indem sie seine Hand ergriff; „Ihre Thränen sind mein liebster Trost. Ich weiß es ja, sein theures Andenken wird auch in Ihrem Herzen wohnen. Sie werden ihn und mich lieb behalten, wenn wir auch jetzt für lange, lange Zeit scheiden müssen.“

„Clara, wollen Sie denn wirklich fort?“

„Ich muß! Glauben Sie nicht, daß es mir ein fürchterliches Opfer ist, diesen Ort zu verlassen, ehe ich den Vater zur ewigen Ruhe geleitet habe? Sie werden meine Stelle vertreten, Carl; Sie werden sein Grab ausschmücken, wie ich es gethan haben würde. Wenn ich zurückkomme, nachdem der Prozeß beendet ist, dann führen Sie mich zu der theuren Ruhestätte, die ich Ihrer Obhut überlasse.“

„Aber, Clara, Sie haben keine nahen Verwandten, keine Freunde. Wohin wollen Sie? Wie können Sie, ein schutzloses, junges Mädchen, sich in die Welt hinauswagen, einsam, verlassen. Wollen Sie denn einmal fort, nun wohl, dann will ich Sie zu meinen Eltern bringen. Dort auf dem entlegenen Pfarrhofe wird Niemand Sie vermuthen. Sie werden in meinem Vater einen zweiten Vater, in meiner Mutter eine Mutter finden.“

Sie schüttelte traurig das Haupt. „Auch dies geht nicht an. Man würde Sie fragen, wohin ich gereist sei und mich dort vernehmen. Sie müssen, wenn man Ihren Eid verlangt, schwören können, daß Sie nicht wissen, wo ich bin. Indessen kümmern Sie sich nicht um mich. So allein und schutzlos stehe ich nicht, wie Sie glauben. Ich werde, wenn auch nicht eine so liebevolle Aufnahme, wie bei Ihren Eltern, doch ein Asyl finden, wo ich in ruhigster Zurückgezogenheit die Trauerzeit verleben kann. Eine Freundin meiner verstorbenen guten Mutter hat mich früher schon eingeladen, sie zu besuchen, zu dieser werde ich ziehen.“

Jedes fernere Wort des Zuredens wäre vergeblich gewesen, das fühlte Heldreich. In der weichen, sanften Art, mit der Clara sprach, lag doch eine solche Festigkeit des Willens, eine solche überzeugungsvolle Entschlossenheit, daß er sie gewähren lassen mußte. Er führte sie auf ihr Zimmer zurück, half ihr

beim Einpacken ihrer Sachen und fuhr am späten Abend mit ihr nach dem Bahnhofe. Wohin sie reisen wollte, erfuhr er nicht, denn vorsichtig hatte sie persönlich ihr Fahrbillet gelöst.

Schweigend saßen sie Hand in Hand im Wartezimmer neben einander. Sie schauten sich innig und zärtlich in's Auge. Wie viel hatten sie sich noch zu sagen und doch vermochten sie es nicht, sie verstanden sich ja auch ohne Worte.

Die Flügelthüren des Wartezimmers wurden geöffnet; die geschäftige, eilige, lärmende Masse stürzte nach den Wagen, um gute Plätze zu erobern, sie folgten mechanisch dem Strome. Vor dem Einsteigen schloß er sie in seine Arme. „Leb' wohl, Clara, auf Wiedersehen! Und dann, dann bleibst Du immer bei mir!"

Sie antwortete ihm unter Thränen durch den Verlobungskuß.

Die Locomotive stieß ihr gellendes Pfeifen aus, es schnitt ihm durch alle Nerven; dann sauste der brausende Zug fort, — ein weißes Taschentuch wehte ihm den letzten Abschied zu.

Er blieb stehen und schaute ihr nach, bis der Zug im Dunkel der Nacht verschwunden war, dann verließ er langsam den Bahnhof. Träumend ging er durch die volksbelebten Straßen der Residenz; er sah nichts in dem Volksgewühle, er hörte nichts von dem rasselnden Getöse der vorüberrollenden Wagen. Er hatte nur einen Gedanken, ein Gefühl des namenlosen Unglücks und doch wieder des Glückes, des traurigsten Verlassenseins und der innigsten geistigen Verbindung mit ihr.

Als er sich endlich auf sein Lager warf, da war sein letzter Gedanke vor dem Entschlummern und der Gegenstand seiner Träume jener schmerzensreiche und dennoch so beglückende Abschiedskuß.

X.

Am folgenden Morgen in aller Frühe machte sich Heldreich auf den Weg zum Polizei-Lieutenant von Alt. Er hatte sich entschlossen, diesem seinen Verdacht gegen den Baron mitzutheilen. Der alte, gewiegte Criminalist sollte dann urtheilen, ob es rathsam sei, den Gerichtsbehörden schon jetzt Anzeige zu machen, oder ob vielleicht noch vorher Privatnachforschungen über das Leben des Barons in letzter Zeit wünschenswerth seien. Heldreich zog es vor, sich an Herrn von Alt zu wenden, weil er bei diesem, seinem alten Freunde, die Anzeige gewissermaßen privatim machen konnte, während sie bei dem Polizei-Lieutenant, der die erste Untersuchung geleitet hatte, sofort einen amtlichen Charakter gewonnen hätte.

Herr von Alt empfing unsern jungen Freund mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit. „Ich erwartete Sie, Herr Heldreich,“ sagte er, „eigentlich hoffte ich schon gestern Sie zu sehen. Ich nehme den tiefsten Antheil an Ihrem Schmerz, denn ich weiß, was Sie an dem würdigen Major verloren haben. Früher, ehe der alte Arnburg sich in seinem kleinen Hause von aller Welt abschloß, weil er glaubte, jedermann müsse ihm die Schande seines hundsföttischen Neffen vorwerfen, war ich häufig mit ihm in Gesellschaft zusammen und habe ihn schätzen und lieben gelernt. Es hat mich überrascht, aber um so mehr gefreut, daß gerade Sie Zugang in dies Haus gefunden haben. Setzen Sie sich zu

mir und schütten Sie mir Ihr Herz aus; ich weiß, Sie kommen, um sich Rath wegen dieses gräßlichen Ereignisses bei mir zu erholen. Sprechen Sie, ich stehe Ihnen von Herzen gern zu Diensten."

„Davon bin ich überzeugt, Herr von Alt, und deßhalb komme ich, denn ich bedarf in der That Ihres Raths dringender, als Sie glauben. Ich glaube den Mörder zu kennen, habe wichtige Verdachtsgründe und diese will ich Ihnen mittheilen, damit Sie beurtheilen, was ferner zu thun ist."

„Ich bin auf's Aeußerste gespannt," erwiderte Herr von Alt. „Wer, glauben Sie, ist der Mörder?"

„Der Neffe des Majors, der Baron von Laßperg."

Der Polizei-Lieutenant sprang in höchster Ueberraschung auf. „Unmöglich!" rief er. „Das kann nicht sein. Das ist ganz unglaublich! Sie müssen sich täuschen!"

„Wie, Herr von Alt, Sie sprechen so?"

„Sie haben Recht. Ein alter Criminalbeamter sollte nie von Unmöglichkeiten reden, denn das Unwahrscheinlichste ist nur zu oft die Wahrheit. Fahren Sie fort, entwickeln Sie mir die Gründe, durch welche Ihr Verdacht erzeugt ist; erst dann werde ich urtheilen können. Ich werde Sie nicht wieder unterbrechen."

Heldreich erzählte. Er begann mit dem Mordanfall, den zu vereiteln er so glücklich gewesen war. In klarer einfacher Weise, ohne irgend ein überflüssiges Wort, sich lediglich an die Thatsachen haltend, gab er dem Polizei-Lieutenant eine lichtvolle Darstellung des Sachverhalts. Er theilte demselben die wenigen Gespräche mit, welche er mit dem Major über den Baron gehabt hatte, sein Versprechen, über dieselben zu schweigen, seine Begegnung mit dem Baron in der Gesellschaft des Geheimen Raths und später in der Nacht, in welcher der Mord verübt worden

war, auf der Straße in der Nähe des kleinen Hauses, seine Gespräche mit Clara über den Verdacht, den auch sie theilte, und die Gründe, welche das junge Mädchen zu ihrer plötzlichen Abreise bewogen hatten.

Herr von Alt hörte in tiefster Aufmerksamkeit zu. „Seltsam," sagte er, als Heldreich geendet, „höchst seltsam! Ihr Verdacht, so widersinnig er mir im ersten Augenblick schien, ist durchaus gerechtfertigt. Ich gestehe Ihnen, ich hatte, als ich den Mord erfuhr, einen ganz anderen Verdacht; aber leider muß ich sagen, erwies sich derselbe sofort als unbegründet. Erinnern Sie sich vielleicht des Datums, an welchem der erste Mordversuch des Barons gegen den Major spielte?"

„Gewiß. Es war der zwanzigste Februar."

Der Polizei-Lieutenant stand auf und rief durch die Thür in ein Nebenzimmer. „Werner, gehen Sie sofort zum Polizeirath Siebold und fragen Sie, seit wie lange der Dorenberg sitzt. Es kommt mir auf das genaue Datum an. Beeilen Sie sich! — So, jetzt erzählen Sie mir von dem armen Kinde. Wie hat sie den entsetzlichen Schlag ertragen?"

„Aber Herr von Alt, ich wünsche so sehr Ihren Rath —"

„Der soll Ihnen werden, Herr Heldreich, sobald ich die Antwort auf meine Anfrage beim Polizeirath Siebold erhalten habe. Gedulden Sie sich nur einige Minuten."

„Was hat aber diese Anfrage mit meinem Verdacht zu thun?"

„Darüber lassen Sie mich einstweilen schweigen. Ich möchte selbst gegen einen solchen Schuft, wie dieser Dorenberg, nicht ungerecht sein. Also erzählen Sie mir von der armen Clara, an der ich den innigsten Antheil nehme. Es ist wahrlich ein schönes Zeichen für ihren Charakter, daß sie unter keiner Bedingung als Anklägerin gegen den Mörder ihres Vaters auftreten will, daß

sie diese natürliche Rache vergißt, um die Wünsche des Verstorbenen zu erfüllen!"

Heldreich mußte erzählen. Der Polizei-Lieutenant ließ ihn gar nicht dazu kommen, irgend eine Frage zu thun, soviel fragte er selbst, und scheinbar nach den unbedeutendsten, mit der Mordthat in keinem Zusammenhange stehenden Kleinigkeiten, so vergingen in einem Gespräch, dessen Zusammenhang für Heldreich durchaus unklar war, wohl 10 Minuten, bis der Polizist zurückkam.

„Nun, Werner, was giebt's?" fragte der Polizei-Lieutenant.

„Der Herr Polizeirath lassen sich empfehlen und sagen, der Dorenberg sitze seit dem fünfzehnten Januar in einsamer Zelle, aber es sei nichts aus ihm herauszubekommen. Gestern habe er wieder ein Verhör gehabt, er sei wohl Anfangs etwas verwirrt gewesen, aber bald habe er sich gefaßt und beharre auf seinem Leugnen."

„Ich danke Ihnen, Werner, lassen Sie uns allein. — Ich bin beruhigt. Ich gestehe Ihnen, ich hatte gegen diesen Dorenberg, der, beiläufig gesagt, auch ein Verwandter des Majors ist, einen Verdacht, für den ich keinen andern Grund, als ein unbestimmtes Gefühl angeben konnte; aber er ist jetzt vollkommen widerlegt. Der Dorenberg sitzt, wie Sie gehört haben, seit dem fünfzehnten Januar in einsamer Haft, weil er im dringenden Verdacht steht, bei einer Reihe von gewaltsamen, höchst verwegenen Einbrüchen, welche in den letzten Jahren die Residenz erschreckt haben, betheiligt, wahrscheinlich sogar der geistige Urheber derselben zu sein. Er steht, dies läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, an der Spitze einer Schaar von höchst gefährlichen Verbrechern, welche er durch sein geistiges Uebergewicht beherrscht, und ihm wäre wohl auch ein Mord zuzutrauen; an diesem aber ist er unschuldig, da er sich schon seit sechs Monaten ununter-

brochen in strenger Untersuchungshaft befindet. Sie kennen übrigens den Menschen auch. Es ist jener sogenannte Baron, den Sie an dem Abend, an welchem ich Sie im Verbrecherkeller traf, dort gesehen haben und nach welchem Sie mich fragten."

„Was sagen Sie, Herr von Alt? ich verstehe Sie nicht. Jener Baron und der Baron von Laßperg, den ich beim Geheimen Rath von Mandel getroffen habe, sind nicht eine Person?"

Mit einiger Ueberraschung entgegnete Herr von Alt: „Wo denken Sie hin? Würde wohl der Geheime Rath einem bestraften Diebe sein Haus öffnen? Der Dorenberg ist, wie der Baron Laßperg, ein Neffe des Majors, seine Mutter und die Baronin von Laßperg waren Zwillingsschwestern und daher rührt wohl auch eine gewisse Aehnlichkeit, welche die beiden jungen Leute mit einander haben sollen, welche ich aber nicht besonders groß finden kann. Lassen wir aber jetzt den Dorenberg. Es wird nöthig sein, daß Sie mir Ihre Verdachtsgründe gegen den Baron Laßperg schriftlich mittheilen, damit ich das Weitere veranlassen kann. Am besten wäre es wohl, wir nähmen jetzt sogleich ein Protokoll darüber auf, welches ich dem Staatsanwalt einsende, damit dieser die Verhaftung des Baron Laßperg verfügen kann. Was meinen Sie, Herr Heldreich?"

„Ich bin unfähig irgend etwas zu denken. Mir schwindelt es. Meine Gedanken verwirren sich und mein Verdacht ist erschüttert. Wenn ich den Baron von Laßperg mit dem Dorenberg, mit jenem Verbrecher, verwechseln, wenn eine, wie Sie selbst sagen, flüchtige Aehnlichkeit mich derartig verblenden konnte, wie darf ich da eine so schwere Anschuldigung, welche vielleicht wieder auf einer Augentäuschung beruht, erheben?"

„Sie sind aufgeregt, Herr Heldreich; beruhigen Sie sich erst, dann aber lassen Sie uns ernst und kritisch die Sachlage prüfen.

Sie haben an jenem ersten Abende, den Sie in Berlin zubrachten, den Dorenberg flüchtig gesehen. Eine Masse neuer Eindrücke stürmte auf Sie ein, nur fremde Gesichter umringten Sie, was ist natürlicher, als daß die genaue Erinnerung an die Züge des Einzelnen sich in Ihnen verwischte und daß Sie, bei der vorhandenen Aehnlichkeit, die Züge des Baron Laßperg mit denen des Dorenberg verwechselten?"

„Das ist allerdings richtig, aber — —"

„Lassen Sie uns ruhig prüfend weiter gehen. In der Nacht vom zwanzigsten Februar hören Sie aus dem Hause des Majors einen Hülfeschrei. Sie dringen ein und finden einen Menschen, den Sie für den Dorenberg halten, mit dem Sie sich in einen schweren Kampf einlassen. In solchen Augenblicken prägen sich die Züge des Gegners genau in unser Gedächtniß! Jenen Menschen haben Sie nicht flüchtig, sondern genau und scharf beobachtet, ihn mußten Sie später wieder erkennen. Wer war dieser Mensch? — Ein Neffe des Majors; — dies sagte Ihnen das Gespräch, welches Sie mit angehört haben, dies hat Ihnen später der Major bestätigt. — Ist dem so?"

„Ja wohl."

„Der Major hatte nun zwei Neffen, den Dorenberg und den Baron Laßperg. Der Dorenberg saß an jenem Tage schon in einsamer Haft, er war also unschuldig an jenem Verbrechen. Der Thäter war der Baron Laßperg. Dies ist klar, wie die Sonne. Diesen selben Baron treffen Sie später in der Gesellschaft beim Geheimen Rath, so kurze Zeit darauf, daß sich die starken Eindrücke jener für Sie ereignißreichen Nacht nicht verwischt haben konnten, und Sie erkennen ihn sofort wieder. Hier konnte von einer Täuschung nicht mehr die Rede sein! Und nun weiter! In der Nacht, in welcher der Mord geschehen ist, begeg-

nen Sie einem Menschen, in dem Sie wieder den Baron erkennen. Hier wäre eine Verwechselung mit dem Dorenberg denkbar, wenn dieser nicht fest hinter Schloß und Riegel säße und wenn nicht außerdem zum Ueberfluß der Vorgang des ersten mißlungenen Mordversuchs die Wahrscheinlichkeit der Thäterschaft für den zweiten, so blutig vollendeten, feststellte. Sie haben hier eine Kette von so vollwichtigen Verdachtsgründen, daß Sie meiner Ueberzeugung nach verpflichtet sind, dieselben dem Staatsanwalt mitzutheilen; diesem mögen Sie überlassen, zu beurtheilen, ob auf solche Gründe eine Untersuchung eingeleitet werden kann oder nicht."

„Sie haben mich überzeugt, Herr von Alt, und ich werde mich meiner Pflicht nicht entziehen; besonders, da auch Clara ausdrücklich ihren Verdacht gegen den Vetter Hugo ausgesprochen hat."

„Der Vorname würde kein Beweis sein, denn beide Vettern nennen sich Hugo."

Wieder stiegen neue Zweifel in der Seele Heldreich's auf, er zögerte nochmals; aber der Polizei-Lieutenant wußte mit schlagenden Gründen jedes Bedenken zu widerlegen. Das Protokoll wurde niedergeschrieben und von Heldreich unterzeichnet. Mit einem Citissime versehen, schickte es der Polizei-Lieutenant zum Staatsanwalt, — ein folgenreiches Aktenstück!

XI.

Ein Jahr war seit dem Morde des Majors Arnburg verflossen. Vor dem Criminalgerichts-Gebäude in B* drängte sich schon seit dem frühesten Morgen eine aus allen Ständen bunt durcheinander gewürfelte Volksmasse. Jeder war bemüht, der erste am Thor zu sein, um, wenn dasselbe dem Publikum geöffnet werden würde, noch einen Platz im Zuhörerraum des Schwurgerichts zu finden. Der Prozeß des vornehmen Raubmörders, des Baron von Laßperg, sollte heute vor den Geschworenen verhandelt werden, ein Prozeß, der ein Interesse in allen Kreisen der Residenz erregt hatte, wie seit langen Jahren kein anderer.

Ein Raubmörder, der einer der vornehmsten Familien des Landes angehörte, war schon dadurch ein Gegenstand des Interesses und hätte die Zuhörerräume des Schwurgerichts dicht gefüllt; hier aber handelte es sich außerdem um einen Prozeß, der reich an interessanten und spannenden Episoden zu werden versprach.

Der Angeklagte leugnete sein Verbrechen, obgleich gegen ihn die unzweifelhaftesten Beweise vorlagen. Er bestritt die Wahrheit anerkannt erwiesener Thatsachen mit einer Frechheit sonder Gleichen, und die Aufgabe des Staatsanwalts mußte es sein, dem Verbrecher auf seinem Wege bis zur Mordstätte zu folgen, seine Lügen und Ausflüchte zu entschleiern, seine Schuld so unwiderleglich darzustellen, daß die Geschworenen mit ruhigem Ge-

wissen ihr Schuldig sprechen konnten. Eine schwere Aufgabe, denn dem Verbrecher zur Seite stand der berühmteste Vertheidiger der Residenz, ein scharfsinniger Jurist, der schon vielfach durch seine glänzende Beredsamkeit in den schwierigsten Fällen gesiegt hatte und der auch diesmal zu siegen hoffte, denn eine Zeugin, zu deren Vernehmung die Staatsanwaltschaft alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewendet hatte, war nicht aufzufinden gewesen, Clara von Arnburg, die Tochter des Ermordeten.

Endlich öffneten sich die Thore des Gerichtshauses, die Menge stürmte in den Saal, den sie schon halb angefüllt fand mit jenen Bevorzugten, die sich durch Hinterthüren einen früheren Eintritt zu verschaffen gewußt hatten, durch Damen und Herren aus den höchsten Ständen, welche in glänzender Toilette, wie zu einem Schauspiel gekommen waren, um den Verhandlungen über das Leben eines der Ihrigen beizuwohnen.

Noch eine Stunde blieb der Gerichtssaal leer, während schon der Zuhörerraum Kopf an Kopf gefüllt war; die Menge unterhielt sich während dieser Zeit in leisem Flüstertone, man sprach natürlich von nichts Anderem, als von dem bevorstehenden Prozeß. Seltsame Gerüchte flogen durch den Saal über die Gründe, welche das Fräulein von Arnburg veranlaßt haben könnten, sich der Vernehmung zu entziehen. Sie sei die Braut des Mörders gewesen und wolle nicht gegen denselben als Zeugin auftreten, erzählten die Einen; Andere behaupteten, der Hauptzeuge, ein junger Student, sei ihr Liebhaber.

Plötzlich tiefe Stille. Der Angeklagte wurde in den Saal geführt; aller Augen richteten sich auf ihn. Der Baron von Laßperg erschien in gewählter Gesellschaftstoilette; er schaute, während er auf der Anklagebank Platz nahm, ruhig und unbefangen um sich. Sein Blick traf auch viele bekannte, früher befreundete Ge=

sichter, aber in keinem derselben fand sich ein Zeichen der Theilnahme, des Wiedererkennens, er war ja der im Voraus gerichtete Verbrecher! Mit verächtlichem Lächeln wendete er sich von der ihn neugierig anstarrenden Menge zu seinem Vertheidiger, mit dem er ruhig sprach, bis die Verhandlungen begannen.

Die Vorbereitungen des Prozesses waren beendet, die Geschworenen ausgeloost und vereidet. Der Staatsanwalt erhob sich.

Die Anklage-Akte war ein Meisterwerk. Sie schilderte in ungeschmückten Worten einfach und klar den Thatbestand, aber aus dieser einfachen Darlegung entwickelte sich die Schuld des Angeklagten mit jedem Satze mehr und mehr. Der Major von Arnburg war in der Nacht vom siebzehnten zum achtzehnten Juli ermordet worden. Aus der Untersuchung des Zimmers und dem Zustand der Leiche ging unzweifelhaft hervor, daß der Mörder ein genauer Bekannter des Majors gewesen sein müsse, der vor dem Morde mit ihm in traulicher Unterhaltung gesessen habe. Der erste und einzige Verdacht lenkte sich in Folge der Aussagen des Zeugen Heldreich auf den Angeklagten, und dieser Verdacht fand seine volle Bestätigung durch die bei einer Haussuchung in der Wohnung des verhafteten Angeklagten vorgefundenen Gegenstände. Der Ermordete war um eine beträchtliche Summe Geldes beraubt worden, welche er am Tage vor seinem Tode vereinnahmt hatte, genau dieselbe Geldsumme, Tausend Thaler, fand sich bei dem Verhafteten vor, und der Einwand, welchen derselbe machte, er habe diese Summe von seinem Oheim als Rückzahlung einer Schuld erhalten, erschien durchaus unglaubwürdig. Eben so wenig konnte sich der Angeklagte über den Besitz eines dem Major gehörigen Siegelringes ausweisen. Der von dem Angeklagten früher begangene Mordversuch, die genaue Bekanntschaft desselben mit der Wohnung

des Majors, die Erscheinung des Barons in der Nacht des Mordes in der Nähe der Wohnung des Ermordeten, der Besitz der geraubten Geldsumme und des Siegelringes, und endlich der Besitz eines großen, dolchähnlichen Messers, welches vollkommen in die Stichwunde des Ermordeten paßte: dies Alles waren Verdachtsgründe, welche, in eine Kette gereiht, die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten hervorrufen mußten.

Der Staatsanwalt hatte geendet. Die Geschworenen nickten einander bestätigend zu, schon jetzt schien das Schicksal des Angeklagten entschieden, dieser aber erhob sich und erklärte sich auf die Frage des Präsidenten mit ruhiger Festigkeit für „Nicht schuldig!"

Er erhielt das Wort zu seiner Vertheidigung; sein Advokat flüsterte ihm einige Worte zu; aber er schüttelte mißbilligend mit dem Kopfe und begann: „Man hat mich eines fürchterlichen Verbrechens beschuldigt und eine Anklage gegen mich erhoben, welche auf ein Gewebe von Unwahrheiten gegründet ist. Die Aussage eines Zeugen, welcher, wie ich nachweisen kann, seit langer Zeit gegen mich einen mir unerklärlichen Haß fühlt und der eine Reihe von Erfindungen gegen mich vorbringt, werden als unumstößliche Wahrheiten hingestellt, meinen eigenen Worten aber glaubt man nicht. Man hat mich ein Jahr lang eingekerkert, von der Welt abgeschnitten und der Möglichkeit beraubt, Schritte zu meiner Vertheidigung zu thun und den Ungrund der gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen zu beweisen. Meine Cousine ist nicht vernommen worden. Sie hätte meine Unschuld anerkennen müssen. Man sagt, sie sei nicht aufzufinden gewesen; aber kann wohl in Deutschland ein junges Mädchen spurlos verloren gehen? Dies Alles zeigt mir, daß ich schuldig befunden werden soll! Welche Gründe ein derartiges Verfahren gegen mich hervorgerufen haben,

weiß ich nicht; aber ich weiß, daß es ungerechtfertigt ist und ich protestire dagegen!“

Die kurze Vertheidigung machte sowohl auf die Richter und Geschworenen, als auch auf die Zuhörer den ungünstigsten Eindruck. Der Angeklagte hatte mit scharfer Stimme gesprochen, seine Erbitterung zeigte sich in jedem Worte; er leugnete, er verdächtigte einen Zeugen ohne Beweise, und wollte sich als das Opfer einer ungerechten Verfolgung darstellen. Er griff den Staatsanwalt und das Gericht an, indem er erklärte, man wolle ihn für schuldig halten. „So spricht kein unschuldig Angeklagter!“ flüsterte man im Zuschauerraume und dasselbe sagten die Geschworenen; auch der Vertheidiger des Angeklagten konnte bei den Worten desselben eine mißbilligende Bewegung nicht unterdrücken.

Der Präsident allein bewahrte eine unerschütterliche Ruhe. In seinen ernsten Zügen konnte man weder Billigung noch Mißbilligung lesen: er ließ den Angeklagten seine Rede vollenden, dann aber sagte er ruhig: „Sie haben sich über die einzelnen Punkte der Anklage nicht geäußert; ich werde Ihnen dieselben daher in einzelnen Fragen in die Erinnerung rufen; mache Sie aber darauf aufmerksam, daß Sie in keiner Weise gezwungen sind, eine Frage zu beantworten, von der Sie glauben, daß die Antwort Ihnen zum Schaden gereichen könne. Die Anklage behauptet, Sie hätten bereits am zwanzigsten Februar vorigen Jahres einen Mordversuch auf Ihren Oheim gemacht, der aber durch den Studenten Heldreich vereitelt worden sei; dieser soll dabei von Ihnen durch einen Messerstich verwundet worden sein. Was haben Sie hierüber zu bemerken?“

„Daß diese Beschuldigung eine aus der Luft gegriffene Erfindung des Herrn Heldreich ist.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Verwundung des Herrn Heldreich auch durch andere Zeugen bestätigt wird.“

„Ich kann nur bei meiner Aussage beharren. Ob und wo Herr Heldreich verwundet worden ist, kann ich nicht wissen. Ich habe ihn nicht verwundet. Ich war an jenem Tage gar nicht in der Wohnung meines Oheims.“

„Wissen Sie vielleicht, wo Sie sich am Abend des zwanzigsten Februar befunden haben?“

„Wie könnte ich mich dessen nach mehr als einem Jahre erinnern? Der Tag hatte für mich gar kein besonderes Interesse.“

„In der Nacht vom siebzehnten zum achtzehnten Juli sollen Sie dem Zeugen Heldreich, in einen Mantel gehüllt, vom Hause des Majors Arnburg kommend, begegnet sein.“

„Dies ist ebenfalls eine Erfindung. Ich bin am siebzehnten Juli von 4 bis 9 Uhr zu Haus geblieben, weil ich mich nicht recht wohl fühlte. Dann habe ich einen Spaziergang vor das Thor gemacht und bin gegen 11 Uhr nach Haus gekommen.“

„Trugen Sie einen Mantel?“

„Nein.“

„Ihre Wirthsleute bestätigen, daß Sie in einen Mantel gehüllt, fortgegangen seien.“

„Es ist möglich, daß ich mich irre. Es war eine kühle Nacht und da mag ich wohl, weil mich fröstelte, den Mantel umgenommen haben. Ich weiß es nicht mehr.“

„Ihre Wirthsleute behaupten, Sie seien später als 11 Uhr nach Haus gekommen.“

„Das ist nicht möglich, denn ich habe nach der Uhr gesehen; übrigens können die Leute dies nicht wissen. Ich habe meinen eigenen Hausschlüssel und der Zugang zu meiner Wohnung liegt ganz abgesondert.“

„Bei Ihrer Verhaftung befanden Sie sich im Besitz einer Geldsumme von Tausend Thalern. Eine gleiche Summe soll der Major von Arnburg am Vormittage des siebzehnten Juli von seinem Banquier erhalten haben.“

„Das ist richtig, mein Oheim schuldete meinem verstorbenen Vater diese Summe, welche er von demselben geborgt hatte, um sein Haus kaufen zu können. Er hätte das Kapital längst zurückzahlen können, aber er wollte dies nicht gern thun, weil er Aktien besaß, bei deren Verkauf ihm ein nicht unbedeutender Verlust drohte. Nach dem Tode meines Vaters ließ ich dem Oheim mein Geld, so lange wir in befreundeten Verhältnissen standen, da aber in letzter Zeit mancherlei Mißhelligkeiten zwischen uns schwebten, kündigte ich das Kapital und habe es am siebzehnten, Nachmittags gegen 3 Uhr, vom Oheim ausgezahlt erhalten.“

„Können Sie hierüber irgend einen Beweis führen?“

„Ich sollte denken, man müsse mir den Beweis führen, daß meine Aussage unrichtig ist. Im Uebrigen habe ich dem Oheim die Schuldverschreibung, einen einfachen, kleinen Zettel, quittirt zurückgegeben. Wenn ich nicht irre, muß sich der Zettel in einer braunen, ledernen Brieftasche befinden, in welcher der Oheim seine werthvollsten Papiere aufzubewahren pflegte.“

„Diese Brieftasche fehlte bei der Untersuchung.“

„Es ist nicht meine Schuld, wenn sie gestohlen worden ist.“

„Der Siegelring Ihres Oheims hat sich in Ihrem Besitz gefunden. Wie erklären Sie diesen Umstand?“

„Dies ist nicht wahr. Der Ring ist mein Eigenthum, das Erbtheil meiner Mutter, einer geborenen Freiin von Arnburg. Er hat nie meinem Oheim gehört.“

„Der Ring enthielt das Arnburg'sche Wappen und ist im Besitz Ihres Oheims gesehen worden.“

„Wahrscheinlich von dem ehrenwerthen Zeugen Heldreich, dessen Lügengewebe man, um mich zu verderben, Glauben schenkt.“

„Mäßigen Sie sich. Sie beleidigen den Gerichtshof. Die Aufwärterin des Verstorbenen hat ausgesagt, daß der Ring Eigenthum des Majors gewesen sei.“

„Dann mag der Oheim einen ähnlichen Ring besessen haben. Dies ist wohl möglich, mir aber nicht bekannt.“

„Man hat in Ihrem Besitz ein großes, dolchartiges Messer gefunden, dessen Klinge genau in die Stichwunde der Leiche paßte?“

„Dies würde wohl fast mit jedem größeren Messer der Fall sein; ich besitze das Messer schon seit Jahren.“

Das vorläufige Verhör des Angeklagten war beendet, der Staatsanwalt verzichtete auf weitere Fragen, er wollte den Eindruck nicht abschwächen, welchen das Verhör gemacht hatte. Auf den Gesichtern der Geschworenen spiegelte sich der Unglaube gegen die Versicherungen des Angeklagten ab. Sein ganzes Wesen war nur zu sehr geeignet, Mißtrauen einzuflößen. Es war würdelos und verbittert. Die Angriffe auf den Zeugen Heldreich und den Gerichtshof riefen bei allen Zuhörern ein Gefühl der Entrüstung hervor.

Die Zeugenvernehmung begann. Mehrere Zeugen, welche der vornehmsten Gesellschaft angehörten, ließen sich über den Charakter und das frühere Leben des Angeklagten übereinstimmend dahin aus, der Baron habe nicht im besten Rufe gestanden. Er sei als ein Händelsucher, ein Mensch von jähzornigem Charakter verrufen gewesen, habe stets seine Freunde in einem Kreise liederlicher, junger Männer vom höchsten Adel gesucht und mit diesen ein wüstes Leben geführt. Sein früher nicht unbedeutendes Vermögen habe er nach und nach verschwendet. Eine Unredlichkeit

oder irgend eine eigentlich schlechte Handlung wisse allerdings Niemand von ihm, wohl aber hätten gerade seine näheren Bekannten stets ein gewisses Mißtrauen gegen ihn gehegt.

Die Wirthsleute des Angeklagten, ein ehrsamer Schneider und seine Frau bekundeten, daß der Baron in der Nacht vom siebzehnten zum achtzehnten spät, nach 12 Uhr, nach Haus gekommen sei. Sie hätten ganz deutlich gehört, wie er die Treppe heraufgekommen sei, und wären über sein spätes Ausbleiben verwundert gewesen, weil er den ganzen Tag über Unwohlsein geklagt habe. Auch daß er einen Mantel getragen, bezeugten Beide; es war ihnen dies aufgefallen, da eine solche Tracht im Juli doch nicht gewöhnlich sei.

Die Aufwärterin des Ermordeten bekundete, daß der Siegelring Eigenthum ihres Herrn gewesen sei. Sie könne sich darin nicht irren, denn sie habe den Ring oft in der Hand gehabt und sich über den schönen rothen Stein, sowie über das fein geschnittene Wappen gefreut. Der Ring habe stets oben auf dem Schreibsekretär gelegen, da ihn der Major seiner Schwere wegen nicht getragen habe.

Auch die übrigen Zeugenaussagen, meist unbedeutender Art bewahrheiteten die Anklage in allen Stücken. Das wichtigste Zeugniß, dasjenige, welches der Anklage das eigentliche Fundament gegeben hatte, war das des Studenten Heldreich.

Heldreich wurde eingeführt und vereidigt. Aller Augen richteten sich auf ihn und schauten ihn prüfend an. Konnte dieser junge Mann ein falscher Zeuge sein, der aus Haß einen Unschuldigen dem Blutgerüst zuführte? Dies war undenkbar. Heldreich's Züge trugen das Gepräge eines offenen, redlichen Sinnes. Sein schönes, blaues Auge blickte so treuherzig und wahr, daß man ihm vertrauen mußte. Er legte in einfacher und würdiger

Weise sein Zeugniß ab und verhehlte nicht, daß er selbst zuerst den Vetter des Barons, den früheren Baron Dorenberg, für den Thäter gehalten habe. Er erzählte sein Zusammentreffen mit dem Dorenberg im Verbrecherkeller, wie er denselben bei dem Mordversuch im kleinen Hause wieder zu erkennen geglaubt habe und wie er auch bei der Gesellschaft im Hause des Geheimen Raths von Mandel den Baron von Laßperg mit dem Dorenberg verwechselt und deshalb den Geheimen Rath vor diesem gewarnt habe. Er fügte hinzu, daß er auch heute noch Anstand nehmen müsse, eidlich zu bekunden, die Person des Angeklagten sei mit der des Mannes, der den Mordversuch gemacht habe und dem er in der Nacht vom 17. zum 18. begegnet sei, identisch. Wenn dies auch seine volle Ueberzeugung sei, so müsse er doch zugeben, daß er sich, wie früher, auch jetzt täuschen könne.

Heldreichs Aussage machte einen tiefen Eindruck auf die Geschworenen. Die Möglichkeit eines Zweifels begann in ihnen aufzutauchen, sie blickten weniger strenge auf den Angeklagten; aber dieser beeilte sich, die günstige Wendung, welche sein Prozeß nahm, selbst zu vernichten. Er sprach angelegentlich mit seinem Vertheidiger, dieser schüttelte unwillig mit dem Kopfe, aber der Baron ließ sich nicht bedeuten; er stand auf und bat, der Herr Präsident möge den Zeugen doch fragen, ob derselbe nicht in dem Verbrecherkeller in eine Gesellschaft falscher Spieler, Diebe, meineidiger Zeugen und anderer ähnlicher Leute durch einen Herrn Theudobald Laur, einen wegen betrügerischen Bankerotts bestraften Menschen, eingeführt worden sei; ob er am folgenden Tage eine Stube neben der des Herrn Laur gemiethet habe und ob er noch heute in derselben Nachbarschaft wohne. Er hoffte, die Glaubwürdigkeit des Zeugen durch diese Fragen zu erschüttern, aber dies gelang ihm nicht, denn Heldreich erklärte

den Zusammenhang seiner Bekanntschaft mit Theudobald Laur, und der Polizei-Lieutenant von Alt, der nach ihm als Zeuge aufgerufen wurde, bestätigte jedes seiner Worte und bemerkte ausdrücklich, daß Heldreich ihm schon unmittelbar, nachdem er die Wohnung gemiethet, über sein zufälliges Zusammentreffen mit Laur Mittheilung gemacht und von ihm den Rath empfangen habe, wohnen zu bleiben.

Nach dem Polizei-Lieutenant wurde ein Zeuge in den Saal geführt, dessen Erscheinen im Zuhörerraum eine tiefe Aufregung hervorrief: der frühere Baron Dorenberg, der sich noch immer wegen des Verdachtes vieler schwerer Verbrechen in Untersuchungshaft befand. Er trug, als rückfälliger Verbrecher, die braune Gefangenenkleidung. Sein Gesicht war gelblich bleich von der langen Haft, es verrieth aber trotzdem noch immer die Spuren früherer Schönheit. Der kecke Schnurrbart, den er früher getragen, war verschwunden, er war glatt rasirt.

Dorenberg schaute, als er bei der Anklagebank vorüber geführt wurde, mit einem hämischen Lächeln auf seinen Vetter, den er durch eine spöttische Handbewegung begrüßte. Der Baron wendete sich mit einem Zeichen des Abscheues und der Verachtung ab.

Es wurde zuvörderst festgestellt, daß Dorenberg sich seit dem 15. Januar in ununterbrochener Untersuchungshaft befunden habe; dann wurde ihm Heldreich gegenüber gestellt.

„Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte der Präsident.

Dorenberg schaute lange prüfend in Heldreich's Züge, endlich sagte er mit ruhiger Bestimmtheit: „Er ist mir ganz unbekannt. Ich habe ihn meines Wissens nie gesehen.“

„Sie irren sich. Sie sind im sogenannten Verbrecherkeller einmal mit ihm zusammengetroffen.“

„Er mag vielleicht dort gewesen sein; es verkehren ja viele Leute im Verbrecherkeller; aber in nähere Berührung bin ich mit ihm keinenfalls gekommen, denn ich habe ein vortreffliches Personengedächtniß und würde mich seiner sonst erinnern.“

Heldreich wurde aufgefordert, den Zeugen genau zu betrachten. Er hatte es schon gethan, er hatte dies bleiche, gelbe, bartlose Gesicht mit dem des Baron Laßperg verglichen und in beiden eine große Aehnlichkeit gefunden, obgleich nicht eine so große, wie er früher geglaubt hatte. Seine Ueberzeugung, daß der Baron es gewesen sei, mit dem ihn das Schicksal in so traurige Berührung gebracht habe, wurde neu befestigt und er sprach dies auf die Frage des Präsidenten aus. Ein Lächeln flog während seiner Rede über Dorenbergs bleiche Züge.

Das Zeugenverhör war beendet. Der Staatsanwalt begründete noch einmal seine Anklage. Er forderte das Schuldig gegen den Angeklagten. Wenn auch kein direkter Beweis gegen denselben vorliege, so könne doch seine Schuld nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, denn eine fest ineinandergreifende Kette von überzeugenden Gründen liege für dieselbe vor. Von größtem Gewicht sei das verdächtigte Zeugniß Heldreichs. Man brauche diesem nur in das klare, treue Auge zu schauen, dann gewinne man auch ohne die für seinen Charakter sprechenden Zeugnisse so angesehener Männer, wie des Herrn von Alt, des Geheimen Raths von Mandel (welche Beide vernommen waren), die Ueberzeugung, daß er, fern von persönlichem Haß, die lautere Wahrheit gesprochen habe. Die Zweifel, welche der Zeuge selbst über die Person des Angeklagten und über eine mögliche Verwechselung mit dem Dorenberg gehegt habe, seien durch die heutige Confrontation vollständig gehoben; ganz abgesehen davon, daß Dorenberg, der sich seit ein und einem halben Jahre in strenger Einzelhaft be-

finde, unmöglich der Schuldige sein könne. Noch einmal stellte der Staatsanwalt mit schlagender Schärfe alle die belastenden Momente zusammen, dann schloß er mit einer feurigen Aufforderung an die Geschworenen, Recht zu sprechen, ohne Rücksicht darauf, daß der Angeklagte einer der vornehmsten Familien des Landes angehöre. Mit dem Bewußtsein des nahen Sieges warf er sich nach dieser Rede in den Sessel zurück.

Der Angeklagte war gerichtet; vergeblich versuchte er es, das Zeugniß Heldreichs abermals zu verdächtigen und seine Unschuld zu betheuern, seine Worte fanden keinen Glauben, sie trugen nur dazu bei, die des Staatsanwalts zu bestätigen. Auch der Vertheidiger bemühte sich vergebens, die Zweifel hervorzuheben, welche Heldreich selbst angeregt hatte. Er ließ diesem volle Gerechtigkeit widerfahren, wies aber darauf hin, wie sein Zeugniß keinesweges ein bestimmtes gewesen sei. Er sprach geschickt und beredt, aber ohne eigene Ueberzeugung. Die Verhandlungen hatten in ihm selbst den Glauben an die Schuld des Angeklagten hervorgerufen und dies lähmte die Kraft seiner Beredsamkeit.

Die Geschworenen zogen sich zurück; ihre Berathung war nur von kurzer Dauer. Nach kaum einer Viertelstunde verkündete der Obmann das furchtbare „Schuldig!“

Der Baron hatte, in fürchterlicher Spannung, stehend den Ausspruch der Geschworenen erwartet. Als das „Schuldig“ ertönte, überflog eine fahle Leichenblässe sein vorher durch die Aufregung geröthetes Gesicht.

„Gott verzeihe Ihnen diesen Ausspruch!“ rief er im tiefsten Seelenschmerze aus. „Sie haben einen Unschuldigen gemordet!“ Dann sank er auf die Anklagebank zurück und hörte theilnahmlos das von dem Präsidenten verkündete Todesurtheil.

XII.

Heldreich ging am Abend des Gerichtstages unruhig in seinem kleinen Zimmer auf und nieder. Das letzte Wort des Barons: „Sie haben einen Unschuldigen gemordet!“ tönte fort in seiner Erinnerung. Mit welcher fürchterlichen Wahrheit hatte der Verurtheilte seinen Schmerzensschrei ausgestoßen! Und wenn er nun dennoch, trotz aller Beweise, unschuldig wäre? dann war Heldreich der Mörder! Sein Zeugniß hatte die Verurtheilung herbeigeführt!

Er warf sich auf das Sopha und ergriff ein Buch, um sich zu zerstreuen und die grübelnden Gedanken, jene entsetzlichen Zweifel zu betäuben; aber vergeblich. Immer und immer wieder hörte er das letzte Wort des Barons, sah ihn gebrochen zusammensinken. Er konnte seinen Gedanken nicht gebieten, die stets über die Zeilen fortflogen und ihn in den Gerichtssaal zurückführten.

Es war spät geworden, fast Mitternacht; als er hörte, daß Jemand mit schwerem Tritte die Treppe herauf stieg, sich seiner Thür nahte, vor derselben eine Zeitlang wartete und dann leise klopfte.

„Herein!“ Herr Theudobald Laur trat in's Zimmer. Ein unerwarteter Besuch! Theudobald hatte es nie wieder versucht, die Bekanntschaft zu erneuern. Wenn er Heldreich etwa zufällig auf der Treppe begegnete, grüßte er jedesmal sehr höflich und

freundschaftlich, nie aber sprach er seinen früheren wahren Freund an. Es mußte ein ganz besonderes Ereigniß sein, welches ihn veranlaßt hatte, die selbst auferlegte Zurückhaltung zu brechen, dafür sprach auch sein in gewaltiger Aufregung flammendes Gesicht.

„Guten Abend, Herr Heldreich!“ sagte er, zögernd näher tretend. Ich komme zu Ihnen, verkennen Sie mich nicht, durchaus nicht in zudringlicher Absicht. Ich weiß wohl, daß ich kein Umgang für Sie bin, aber Ihr wahrer Freund bin ich dennoch und werde es bleiben; denn der Edle fühlt zum Edlen sich hingezogen. Es ist mir etwas höchst Merkwürdiges begegnet und deshalb mußte ich Sie sprechen! — Zürnen Sie mir?“

„Nein, Herr Laur, durchaus nicht. Nehmen Sie Platz, und erzählen Sie mir, was Sie zu mir führt.“

„Ich wußte es wohl, ich kenne ja Ihr edles Gemüth! Sie werden nicht dulden, daß die Unschuld leidet und das Laster triumphirt. Wenn Sie unwissentlich gefehlt haben, werden Sie nicht anstehen, Ihren Fehler wieder gut zu machen. Ich täusche mich nie in einer edlen Seele!“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Laur.“

„Ich glaub' es wohl, aber bald wird es schrecklich tagen! — Ich war heut in der Gerichtsverhandlung. Man hat den Baron Laßperg verurtheilt; aber er ist unschuldig wie das Licht der Sonne!“

„Um Gotteswillen, was sprechen Sie?“

„Die Wahrheit, bei meiner Ehre! Der Baron Dorenberg ist der Mörder! Er triumphirt und die Tugend weint.“

„Herr Laur, ich beschwöre Sie, scherzen Sie in diesem Augenblicke nicht!“

„Ich scherze nicht, denn mich drängt das Gefühl eines edlen Herzens, der Unschuld beizustehen. Verkennen Sie mich nicht,

Herr Heldreich, ich habe einen Jugendfehler begangen und bin in schlechte Gesellschaft gekommen, aber das Herz ist treu und wahr."

„Ich bin überzeugt davon, Herr Laur; aber ich bitte Sie, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter!"

„So hören Sie denn. Sie wissen, daß der Referendar Bombelitz ein intimer Freund des Barons, das heißt des Dorenberg ist?"

„Nein; aber das ist gleichgültig, nur weiter!" —

„Vor etwa einer Stunde ging ich die M*straße, in welcher Bombelitz wohnt, entlang. Zwei Herren gingen vor mir her. In dem einen erkannte ich den Referendar Bombelitz und auch der andere kam mir der Gestalt nach bekannt vor; aber erst in dem Augenblicke, wo sie vor dem Hause des Bombelitz stehen blieben und während dieser die Thür aufschloß, konnte ich sein Gesicht sehen. Es war der Baron Dorenberg."

„Unmöglich!"

„Er war es, ich schwöre es Ihnen zu. — Hören Sie nur weiter. Mein Staunen war grenzenlos. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen und ich beschloß, mich von der Wahrheit dessen, was ich gesehen, zu überzeugen. Ich versteckte mich hinter einen Bretterzaun, der hinter dem Hause liegt, und wartete, bis der Baron wieder herauskommen würde. Er konnte nicht ewig in dem Hause bleiben, und ich beschloß, wenn es nöthig sein sollte, mich drei Tage und drei Nächte, so lange menschliche Kräfte währen, nicht von der Stelle zu rühren. Ich sollte nicht so lange warten. Nach kaum einer halben Stunde wurde die Thür von innen wieder aufgeschlossen und der Baron trat auf die Straße. „Gute Nacht, Bombelitz," sagte er. „Wenn Alles gut geht, muß ich in vierzehn Tagen frei sein, denn sie haben gar nichts herausbekommen und müssen mich endlich entlassen.

Bis dahin gehe ich nicht wieder aus, es ist doch zu gefährlich." — „Gute Nacht, Baron!" war die Antwort, dann schloß sich die Thür und der Baron eilte fort. Ich folgte ihm von ferne. Er nahm den Weg nach dem Criminalgefängniß, öffnete eine Seitenthür und verschwand. Von da bin ich zu Ihnen geeilt. Ich habe das Meinige gethan, thun Sie jetzt das Ihrige."

Ein Strahl des Lichts war in die dunkeln Zweifel, welche Heldreichs Seele erfüllten, gefallen. Dorenberg besaß die Mittel, sein Gefängniß zu verlassen. Hatte er dies heute thun können, dann war ihm dies auch früher möglich gewesen, dann konnte er es gewesen sein, der den Mord begangen hatte! Dann war Laßperg unschuldig verurtheilt; aber noch war es nicht zu spät, denn das Todesurtheil war noch nicht vollstreckt. Jetzt mußte gehandelt werden, und zwar auf das schleunigste.

„Sie haben mir einen unendlichen Dienst erwiesen, Herr Laur, den ich Ihnen nie vergelten kann; jetzt aber müssen Sie demselben die Krone aufsetzen. Wir müssen den Verbrecher entlarven, so schleunig als möglich! Folgen Sie mir zum Polizei-Lieutenant von Alt. Diesem wollen wir Ihre Entdeckung mittheilen, er wird uns rathen, was wir weiter thun sollen."

Theudobald zögerte. „Ich glaube, Herr Heldreich," sagte er bedenklich, „Sie könnten allein gehen. Verkennen Sie mich nicht, ich fürchte mich nicht; aber ich habe nicht gern etwas mit der Polizei zu thun!" —

„Wollen Sie aus diesem Bedenken vielleicht einen Unschuldigen auf dem Schaffot sterben lassen? — Ihre eigene Aussage ist nothwendig und zwar noch in dieser Nacht!" —

„So sei es denn. Ich werde mich in den Rachen des Löwen stürzen. Die Pflicht gebietet es; ich folge Ihnen, meinem wahren Freunde!"

Mit geflügelten Schritten eilten Heldreich und Laur nach der P*straße 100 zum Polizei-Lieutenant von Alt.

Der wachehabende Beamte wollte sie anfangs nicht vorlassen; aber Heldreich bestand darauf, der Lieutenant müsse geweckt werden, er habe ihm etwas äußerst Wichtiges mitzutheilen. Er nannte seinen Namen, der dem Polizisten bekannt war und diesen endlich bewegte, die Meldung zu machen. Er kehrte nach wenigen Augenblicken zurück und führte die Wartenden an das Bett des Lieutenants.

Theudobald mußte noch einmal seine Erzählung vortragen, er that es in etwas weniger hochtrabenden Redensarten, als früher.

Herr von Alt glaubte Anfangs, Theudobald erzähle ihm ein Märchen; aber ein Blick in dessen von Erregung glühendes Gesicht bewies ihm, daß er sich irre. Er sprang sofort aus dem Bette und klingelte. „Werner und noch zwei Mann sollen sich augenblicklich fertig machen, um mich zu begleiten; der Schlosser nebenan wird geweckt. Er soll sofort herüberkommen und sein Handwerkszeug mitbringen," rief er dem Wachehabenden zu, dann zog er sich eilfertigst an. — „Herr Theudobald Laur," sagte er ernst, „wenn Ihre heutige Mittheilung sich bewahrheitet, wenn sie die Veranlassung giebt, daß ein Justizmord verhindert wird, dann haben Sie mich für immer zu Ihrem Schuldner gemacht! Vorwärts jetzt! Glücklicherweise ist dieser Schuft, der Referendar Bombelitz, ein bestraftes, unter polizeilicher Aufsicht stehendes Subject, bei welchem wir ohne Weiteres Haussuchung halten können; vielleicht wird uns diese schon einen Aufschluß geben. — Zuerst gehen wir zum Staatsanwalt, wecken ihn und nehmen ihn mit. — Gott gebe unserer Untersuchung einen glücklichen Ausgang!"

Diese Anordnungen des Polizei-Lieutenants wurden auf das Schnellste zur Ausführung gebracht. Nach kaum einer Viertelstunde war der Schlosser bereit und Herr von Alt eilte nun mit diesem, Heldreich, Laur und den drei Polizeibeamten zum Staats-Anwalt, den sie noch wachend, in die Akten des Laßperg'schen Prozesses versunken, fanden. Auch auf ihn hatte der letzte Ausruf des Barons einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, auch in ihm hatte er peinigende Zweifel hervorgerufen, und mit um so größerer Freudigkeit begrüßte er die Mittheilungen Laur's und begleitete den Polizei-Lieutenant nach der Wohnung des Referendar Bombelitz.

Die Hausthür wurde von dem Schlosser leicht geöffnet. Man trat in den dunkeln Flur. Der Polizei-Lieutenant zündete eine Blendlaterne an.

„Sie kennen die Stube des Bombelitz, Herr Laur?" fragte er.

„Ja, eine Treppe hoch, rechter Hand."

„Gut. Sie klopfen an. Wenn er fragt, wer da sei, nennen Sie Ihren Namen und sagen ihm, Sie hätten ihm etwas Wichtiges mitzutheilen."

Theudobald zögerte, aber Herr von Alt ließ ihm keine Zeit, sich zu besinnen. „Vorwärts," fuhr er dringend, aber im leisesten Flüstertone fort. „Sie thun ein gutes Werk, und müssen es vollenden, Herr Laur!"

Theudobald wurde sich seiner edlen Zwecke wieder bewußt, er drückte sich den Hut tiefer in die Stirn und ging voran die Treppe hinauf. Auf den Zehen schlichen ihm die Uebrigen nach, der Lieutenant blieb ihm dicht zur Seite.

„Hier ist die Thür," flüsterte Theudobald. Er klopfte Anfangs leise, dann stärker, endlich regte es sich im Zimmer. Ein

lautes Gähnen, dann die Frage: „Wer ist da? Was soll das Lärmen?“

„Ich bin's, Theudobald Laur, mach' auf!“

„Was zum Teufel willst Du in tiefer Nacht?“

„Ich muß Dich sprechen. Etwas höchst Wichtiges! Mach' nur schnell auf.“

„Wart' einen Augenblick, ich will erst Licht anstecken.“

Gleich darauf öffnete Referendar Bombelitz, im Hemde, ein Licht in der Hand, die Thür. Als er neben Laur die Uniform sah, warf er das Licht zu Boden und wollte schnell die Thür wieder schließen; aber es war zu spät. Eine eiserne Faust hatte ihn beim Arm gepackt, der Polizei-Lieutenant hielt ihn fest und drängte sich in das Zimmer, welches durch die geöffnete Blendlaterne plötzlich erleuchtet wurde.

„Machen Sie keine weiteren Versuche zu entwischen, Bombelitz, es ist doch umsonst!“ sagte Herr von Alt ruhig zu seinem Gefangenen, der ihn, an allen Gliedern zitternd, mit Augen, die vor Entsetzen aus ihren Höhlen zu quellen schienen, anstierte. „Der Dorenberg ist auf dem Wege nach dem Criminal-Gefängniß erwischt und hat gestanden. Geben Sie also nur die Sachen heraus, Sie verschlimmern sonst nur Ihre Sache, denn wir finden sie doch!“

„Der Dorenberg verhaftet?“ schrie Bombelitz außer sich. „Weshalb konnte auch der Lump sich nicht wenigstens diese vierzehn Tage halten?“

„Wo sind die Sachen?“

„Dort im Spind.“

Das Spind wurde geöffnet und sofort fiel Heldreich eine braune lederne Brieftasche in die Augen, welche er als das Eigenthum des Majors Arnburg erkannte. Daneben lag außer ande-

ren Kleinigkeiten und einigen werthvollen Schmucksachen der Siegelring des Majors, der dem des Baron Laßperg vollkommen ähnlich war. Der Staatsanwalt, der jetzt von der Unschuld des zum Tode Verurtheilten überzeugt war, untersuchte sofort die Brieftasche. In derselben fand sich außer manchen Werthpapieren und dem von Laßperg quittirten Schuldschein des Majors ein Schriftstück, welches ein plötzliches helles Licht auf die Mordthat verbreitete, ein Brief Dorenberg's an seinen Oheim; er lautete:

Lieber Oheim!

In tiefster Verzweiflung und Reue schreibe ich Dir. Ich habe mich so oft gegen Dich versündigt, daß Du mir kaum verzeihen kannst, und dennoch flehe ich Dich an, laß den Sohn Deiner Schwester nicht zur Schande der Familie auf dem Zuchthause sterben. Ich bin verhaftet, aber ich habe Gelegenheit zu entfliehen. Ich will nach Amerika auswandern und Du sollst nicht eher wieder von mir hören, bis ich als ein redlicher Mann vor Dich treten kann. Gieb mir nur so viel, daß ich die Ueberfahrt bezahlen kann, dann soll mich meiner Hände Arbeit weiter fördern. Beim Andenken meiner Mutter beschwöre ich Dich, schneide mir den letzten Rettungsweg, das letzte Mittel, mich aus meiner verbrecherischen Umgebung loszureißen, nicht ab! Willigst Du ein, so sage dem Ueberbringer ein einfaches „Ja." Ich komme dann heute Abend gegen 10 Uhr, um Dir mein letztes Lebewohl zu sagen.

B., am 17. Juli.

Dein reuiger Neffe Hugo Dorenberg.

Auf diesen scheinheiligen Brief hin hatte der Major am Abend des siebenzehnten seinen Neffen empfangen, um von ihm die Todeswunde zu erhalten.

XIII.

Der Referendar Bombelitz stand im Hemde, bleich und zitternd, ein jammervoller, armer Sünder, zwischen zwei Polizisten, während der Staatsanwalt die Papiere durchsah. Er schaute bald diesen, bald den Polizei-Lieutenant, der sich recht gemüthlich in einen Lehnstuhl niedergelassen hatte, angstvoll an; endlich wagte er die leise Bitte: „Darf ich mich nicht wenigstens anziehen?“

„Gewiß,“ erwiderte der Polizei-Lieutenant, „denken Sie, wir wollen Sie im Hemde mitnehmen? Werner, geben Sie 'mal die Hosen des Herrn Bombelitz her. Auch Rock und Weste, untersuchen Sie aber erst die Taschen.“

Die Untersuchung förderte ein Briefchen zu Tage, welches abermals wichtige Aufschlüsse über das verbrecherische Treiben Dorenbergs und die Mitwissenschaft des Herrn Bombelitz enthielt. Es war von Dorenberg an einen Verbrechensgenossen gerichtet und enthielt Verhaltungsmaßregeln für diesen, die Instruktion für mehrere Zeugen in dem Dorenberg'schen Prozeß, was diese auszusagen und zu beeiden hätten.

Der Polizei-Lieutenant las den Brief mit großer Befriedigung. „Das bricht Euch vollends den Hals, Bombelitz,“ sagte er gemüthlich. „Diesmal kostet es Euch zwanzig Jahre, und da helfen alle juristischen Pfiffe nichts. Wollt Ihr auf mildernde Umstände und eine gelindere Strafe rechnen, dann müßt Ihr pfeifen. Dies ist Eure einzige Rettung.“

„Wollen Sie mir eine Strafmilderung versprechen, Herr Lieutenant, wenn ich pfeife?“ fragte Bombelitz, der vor Angst an allen Gliedern zitterte.

„Bin ich denn Euer Richter, Mann? Ihr seid ja ein guter Jurist und müßt selbst am besten wissen, was Ihr zu thun habt. Eins aber rathe ich Euch: was Ihr thun wollt, thut bald. Wir müssen noch heute Nacht Eure ganze Gesellschaft festsetzen, sonst haben wir morgen, wenn Eure Verhaftung bekannt wird, das Nachsehen. Heute können Eure Geständnisse Euch und uns etwas nutzen, morgen gebe ich nicht einen Pfifferling darum.“

„Nun, mag sie meinetwegen Alle der Teufel holen. Was wollen Sie wissen?“

„So ist's Recht. Werner, Papier und Feder! Wir wollen gleich ein kleines Protokoll aufnehmen. Zuerst also: Was wißt Ihr von dem Morde des Majors von Arnburg, und wie ist der Dorenberg aus dem Gefängniß gekommen?“

Bombelitz zögerte mit der Antwort. Der Polizei-Lieutenant legte ruhig die Feder hin und sagte: „Wenn Ihr nicht wollt, laßt es bleiben. Als Jurist müßt Ihr aber wissen, daß Euch halbe Geständnisse gar nichts nützen. Entweder Alles oder gar nichts! Ueberlegt's Euch!“

Bombelitz war entschlossen. Er erzählte, daß Dorenberg schon seit längerer Zeit im Einverständniß mit zwei Schließern des Criminalgefängnisses gestanden habe, daß durch diese der Briefwechsel der verhafteten Verbrecher mit ihren Genossen besorgt worden sei und daß durch die Hülfe der Beamten Dorenberg oft des Nachts das Gefängniß verlassen habe. Er sei in dasselbe um so lieber immer wieder zurückgekehrt, als er gerade durch die scheinbar strenge Haft vor der Entdeckung vieler Verbrechen, welche er während dieser Zeit begangen habe, gesichert

gewesen sei, und als er ja im Falle einer wirklichen Gefahr jederzeit die Mittel zur Flucht gehabt habe. Schon seit Jahren sei Dorenberg entschlossen gewesen, seinen Oheim zu berauben und zu ermorden. Der Major habe sein kleines Vermögen in leicht verkäuflichen Werthpapieren angelegt gehabt und diese seien das Ziel des Raubes gewesen. Die Zeit sei zur Verübung des Mordes ganz geeignet gewesen, denn während seiner Verhaftung konnte kein Verdacht auf Dorenberg fallen. Dem ersten mißlungenen Versuch folgte daher nach wenigen Monaten der zweite.

Bombelitz gab alle Nebenumstände des Mordes, so weit sie ihm bekannt waren, mit der höchsten Genauigkeit an, und da er nun einmal im Zuge war, enthüllte er dem Polizei-Lieutenant ein Bild der verbrecherischen Thätigkeit Dorenbergs, welches diesen selbst in Staunen setzte, so weit übertraf es alle seine Erwartungen. Eine Reihe von schweren Verbrechen wurde enthüllt und Bombelitz zögerte nicht, die Namen aller Mitschuldigen zu nennen. Es dauerte Stunden, ehe das umfangreiche Protokoll geschlossen werden konnte, dann wurde Bombelitz nach dem Criminal-Gefängniß abgeführt. Eine Stunde später saß Dorenberg zähneknirschend, mit Ketten belastet, in seiner Zelle. Die beiden verbrecherischen Schließer waren verhaftet.

Die Sonne schien längst hell und freundlich auf die Straßen der Residenz, als Heldreich nach der abenteuerreichen Nacht den Heimweg einschlug. Er ging Arm in Arm mit Herrn Theudobald Laur, der überglücklich war, daß ihn sein wahrer Freund dieser Ehre würdigte. Theudobald fühlte einen gerechten Stolz, daß er es gewesen, der, getrieben von des Herzens Edelmuth, eine Verbrecherbande unschädlich gemacht habe. Er hatte sich nach und nach den Hut so tief in die Stirne gedrückt, daß er ihm fast auf der Nase saß.

Als Heldreich in die L*straße einbog, suchte sein erster Blick das kleine Haus. Ein Miethswagen stand vor demselben, dessen Kutscher eben beschäftigt war, in Verbindung mit der früheren Aufwärterin des Majors, einen Reisekoffer in die geöffnete Hausthür zu tragen.

Heldreich riß sich von seinem Begleiter los, er stürmte in das Haus nach Clara's Zimmer und im nächsten Augenblick lag diese weinend in seinen Armen. Nach den ersten Küssen aber wand sie sich los; — „ein Wort erst, sage mir Carl, komme ich zu spät?“ fragte sie in angstvoller Spannung.

„Nein, Geliebte, Du kommst zur rechten Zeit. Es wird nun Alles noch gut enden!“

Clara mußte erzählen. Sie hatte in der Schweiz bei einer alten Freundin ihrer Mutter einen Zufluchtsort gesucht und gefunden; dieser hatte sie erzählt, durch welche Gründe ihre Flucht veranlaßt worden war, und das Versprechen erhalten, daß ihr Aufenthalt verborgen bleiben solle.

Monate verflossen, ehe Clara von den Verhältnissen in der Heimath etwas Genaueres hörte. An eine Freundin, die einzige, auf deren Verschwiegenheit sie bauen konnte, hatte sie geschrieben und von dieser die Nachricht erhalten, daß ihr Vetter verhaftet worden sei.

Mit angstvoller Spannung harrte Clara auf weitere Nachrichten, da fiel ihr vor wenigen Tagen ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem aus der Residenz gemeldet wurde, daß der Prozeß gegen den Baron von Laßperg in den nächsten Tagen vor den Geschworenen verhandelt werden würde. Der Beweis, daß der Baron seinen Oheim, den Major von Arnburg, ermordet habe, sei vollständig geführt und die Verurtheilung des Angeklagten stehe mit Sicherheit zu erwarten.

Das Blatt entfiel ihren Händen. Sie war von der Unschuld des Barons überzeugt, vielleicht konnte sie durch irgend ein Wort zu seiner Freisprechung beitragen. Jetzt mußte sie ihren Widerwillen, als Zeugin in dem gräßlichen Prozeß aufzutreten, überwinden. Dies war eine heilige Pflicht, welche zu erfüllen sie nicht zögerte. Schon am nächsten Tage trat sie die Rückreise an.

Viele Jahre sind seit den erzählten Ereignissen verflossen. Der Dorenberg ruht längst unter dem Erdhügel des Verbrecherkirchhofs beim Zellengefängniß. Kein Kreuz, sondern ein schwarzes Brett mit einer weißen Nummer bezeichnet die Grabstätte des gerichteten Mörders.

Der Baron von Laßperg ist ehrenvoll freigesprochen worden. Sein geschickter Vertheidiger fand einen Formfehler im Gerichtsverfahren heraus. Das Ober-Tribunal kassirte in Folge dessen das Urtheil und wies die Verhandlung vor ein neues Geschworenengericht.

Der Prozeß ist nicht spurlos an dem Baron vorübergegangen. Er hat sich mit Abscheu von den Gesellschaftskreisen abgewendet, welche ihn in seiner höchsten Noth verlassen und verleugnet haben, von jenen Menschen, welche den Todeskampf eines ihrer Genossen als ein interessantes Schauspiel betrachteten, dem sie mit schändlichem Vergnügen beiwohnten. Er hat mit dem Rest seines Vermögens ein kleines Gut gekauft, welches er als thätiger Landwirth bewirthschaftet. Seine Einsamkeit verläßt er nur selten, um sich auf einige Wochen in der Familie seines Vetters Heldreich zu erholen. Dann wird er als geliebter und geehrter Gast von Heldreich, der noch immer schönen Frau Clara und der fröhlichen Kinderschaar mit Jubel empfangen und es

kostet ihm schwere Kämpfe, ehe er sich wieder losreißen und in seine Einsamkeit zurückkehren kann.

Heldreich ist ein hochgeachteter und vielbeschäftigter Rechtsanwalt. Auch bei ihm hat der Prozeß des Barons einen tiefen Eindruck hinterlassen. Oft pflegt er den Hergang desselben jungen Freunden, welche sich der juristischen Laufbahn widmen, zu erzählen, und er fügt dann jedesmal hinzu: „Dieser Prozeß hat meine ganze Lebensrichtung verändert. Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinigen, Richter zu werden, so lange die Todesstrafe nicht aus dem Gesetzbuch gestrichen ist. Bei jedem Todesurtheil, welches ich fällen müßte, würde mich die Furcht, einen Justizmord begangen zu haben, peinigen!"

Und Herr Theudobald Laur?

In einem Weißbierlokal, in welchem die achtbaren Bürger sich vereinigen, sitzt alle Abende ein sehr behäbiger dicker Herr, der viel erzählt und von den übrigen Gästen gern gehört wird, da er stets Mittheilungen über die neuesten Verbrechen, welche in der Residenz begangen worden sind, machen kann; seine Stellung als Polizei-Sekretär bringt dies mit sich. Mit besonderem Stolz erzählt er auch gern von seinem wahren Freunde, dem Rechtsanwalt Heldreich, bei dem er alle Sonntage zu Mittag speist und dessen Kinder ihn nie anders als Onkel Theudobald nennen.

Im Schwedenacker.

Novelle

von

Adolph Streckfuß.

Auf einem Felsen, der weit in den tiefen Bergsee hineinragt, hatte sich ein junger Bursche gelagert. — Ein schöner, kräftiger Bursche von hoher Gestalt und mächtigen Gliedern! —

Er hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schaute träumerisch hinab in die azurblaue Fluth, — sein Blick folgte den Forellen, welche in dem krystallklaren Wasser pfeilschnell zwischen den Steinen auf dem Grunde des See's einherschossen; aber er sah sie nicht, — er blickte über die Spiegelfläche des See's fort nach den malerischen Felsengebilden auf dem nahen gegenüberliegenden Ufer, aber weder diese, noch der prachtvoll üppige Wald, der sie krönte, vermochten sein Auge zu fesseln.

Nur der herrliche, blaue See zog ihn an. Er bog sich weiter über die Felsenwand vor, mit sehnsüchtigen Blicken schaute er hinab. „Wer dort unten wohnen könnte! —“

Er hatte schon oft an derselben Stelle gesessen, — der Gedanke aber war ihm noch nie gekommen! Freilich, bisher hatte er wohl Noth und Kummer genug getragen, aber immer noch eine süße Hoffnung auf das Leben gehabt, heute aber verzweifelte er an der Zukunft, die trübe und lichtlos vor ihm lag. —

„Wer dort unten in der kühlen, schönen Fluth ruhen könnte, erlöst von der Qual des Lebens!“

Wie verführerisch war der Gedanke. „Ruhe! Ewige Ruhe!“ — Er wünschte nichts weiter. Hatte er doch bisher ruhelos

einem Glücke nachgejagt, welches er nicht zu finden vermochte, und jetzt war ihm gar der einzige Hoffnungsstern, der ihm auf seiner traurigen Bahn geleuchtet hatte, erloschen. —

„Ruhe, ewige Ruhe!“ Er konnte sie finden, dort unten auf dem Grunde des See's, in der dunkeln, blauen Tiefe, es galt ja nur einen kurzen Entschluß, — der war bald gefaßt! Er raffte sich auf; da fiel ihm ein, daß ihm einst der Herr Pfarrer erzählt hatte, ein guter Schwimmer könne sich niemals ertränken, denn im Augenblick der höchsten Gefahr siege die natürliche Lebenslust und treibe ihn aus den Fluthen an's Land zurück. Dem wollte er vorbeugen. — Wenn er sich die Taschen mit Steinen füllte, dann mußten diese ihn zum Grunde niederziehen, — wußte er doch, daß wenn er hier hinabsprang in den See, er wohl eine Viertelstunde schwimmen mußte, ehe es ihm gelingen konnte, eine seichte Uferstelle zu finden, da weithin die Felsen jäh in das Wasser abfielen. — Er raffte ein Paar schwere Steine auf; aber noch genügte ihm das Gewicht nicht; dort jener Stein, der nur lose im Boden saß, — sollte die Last voll machen. Er war eben im Begriff, ihn aus der Erde zu reißen, als er durch ein Geräusch in seinem Vorhaben gestört wurde.

Er hörte, daß auf dem gegenüberliegenden Felsen, welcher an dieser schmalsten Stelle des See's kaum dreißig Schritte von dem vorspringenden Felsen entfernt war, ein Mensch sich durch das dicht verwachsene Unterholz des Waldes Bahn brach.

Er ließ den Stein, den er schon halb aus dem Boden gerissen hatte, ruhen; mit scheuem Blick trat er in's Gebüsch zurück, hinter dessen blätterreichem Gezweige er sich versteckte; der drüben sollte ihn nicht sehen, denn bei dem Vorhaben, welches er im Sinne trug, durfte er keinen Zuschauer haben. Vielleicht schämte er sich desselben, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu

sein. Er wollte warten, bis er wieder allein an dem einsamen Bergsee sein würde, dann war es immer noch Zeit, von diesem elenden Leben zu scheiden.

Aus dem dichtverwachsenen Buschwerk trat ein städtisch gekleideter alter Herr auf den gegenüberliegenden Felsen. Er blieb, als sich ihm der Blick auf den Bergsee eröffnete, überrascht stehen, die herrliche Aussicht auf den von wildzerklüfteten Felsen umgürteten tiefblauen See, welche sich ihm plötzlich aufthat, entzückte ihn so sehr, daß er einen Ausbruch der Freude nicht unterdrücken konnte. Er trat bis zum äußersten Rande des Felsens vor, um den köstlichen Anblick in vollem Umfange zu genießen, hier stand er lange im entzückten Anschauen versunken, fast regungslos auf den langen Bergstock gestützt.

Dem im Gebüsch versteckten Burschen wurde dabei die Zeit recht lang; er verwünschte den störenden Fremden. Was hatte der wohl gerade jetzt an dem einsamen Bergsee zu suchen? — Er verwünschte ihn; aber doch konnte er nicht umhin, ihn neugierig zu betrachten, denn ein Fremder, ein Herr aus der Stadt, war in diesem Theile des bairischen Gebirges, der von Touristen gar nicht besucht wurde, eine Seltenheit, — und nun gar solch seltsamer Reisender, wie der da drüben. —

Der Fremde mochte wohl mindestens sechzig Jahre oder darüber alt sein, dies bewiesen die tief eingegrabenen Falten seines von der Sonne dunkelgebräunten Gesichtes, das weiße Haar und der volle schneeweiße Bart, der Mund und Kinn umrahmte; — wäre derselbe nicht gar so schneeweiß gewesen, dann würde man versucht gewesen sein, den Fremden nach seinem ganzen Aeußern, besonders nach dem hellen Blick des lebhaften grauen Auges, für weit jünger zu halten. Von besonderem Interesse war für [illegible] bäuerischen Burschen ein merkwürdiger runder Kasten

von grünem Blech, welchen der Reisende auf dem Rücken trug; solch sonderbares Ding hatte er noch gar nicht gesehen. Er konnte sich den Zweck desselben eben so wenig erklären, wie er ein Verständniß dafür besaß, daß der Reisende, nachdem er eine Zeit lang die Aussicht bewundert hatte, — einen großen baumwollenen Regenschirm aufspannte und diesen nun nicht etwa zum Schutz gegen die Sonne, — denn an Regen war ja bei dem wolkenlosen Himmel überhaupt nicht zu denken, — gebrauchte, sondern zu einem ganz räthselhaften Vorhaben. Er kehrte nämlich den aufgespannten Schirm um, dann ergriff er ihn bei der Zwinge und hielt ihn, so daß der Griff und die Oeffnung nach oben kamen, — unter die überhängenden Zweige einer mächtigen Eiche, welche ihre gewaltigen Aeste weit über den Felsen nach dem See hinausstreckte. — Mit dem langen Bergstock führte dann der Fremde mehrere kräftige Schläge gegen den Eichenzweig, unter den er den umgekehrten Schirm gehalten hatte; auf gleiche Weise verfuhr er mit mehreren Zweigen, dann legte er den Bergstock fort und schaute aufmerksam in den Schirm hinein, aus dessen Oeffnung er irgend ein unbekanntes Etwas herausnahm, und zwar bediente er sich dazu eines kleinen eigenthümlich geformten Glases, welches er aus einer schwarzledernen Umhängetasche zog.

Mit hochgespannter Neugier sah der Bursch aus dem Versteck dem seltsamen Treiben des Fremden zu, er vergaß darüber für den Augenblick ganz den Vorsatz, den er gefaßt hatte. — Für's Leben gern hätte er gewußt, was dies sonderbare Benehmen zu bedeuten habe, aber er scheute sich, sein Versteck zu verlassen, — auch konnte er doch unmöglich über den See fort einen fremden städtischen Herrn anrufen und fragen, das würde sich schlecht geschickt haben.

Jetzt hatte der Fremde die Untersuchung des umgekehrten Schirmes beendet, er steckte das Glas in die schwarze Ledertasche, ergriff von neuem den Schirm und abermals begann dasselbe Spiel mit dem Klopfen der überhängenden Eichenäste; — dabei trat er auf die äußerste Kante des vorspringenden Felsens und bog sich weit vornüber, um den umgekehrten Schirm unter einen tief nach dem See herabhängenden Eichenzweig zu halten.

Es war ein gefährliches Spiel! Wie leicht konnte der Fuß auf dem glatten Rasen ausgleiten! — Mit athemloser Spannung schaute der Bursch dem räthselhaften Gebahren zu, er wagte nicht einmal einen Warnungsruf ertönen zu lassen, als der Fremde sich noch weiter vorbeugte, um den Schirm unter die äußerste Spitze des Eichenzweiges zu halten.

Hätte er doch gerufen! — In seinem Eifer dachte der Reisende an keine Gefahr, er bog sich zu weit vor, und als er nun mit dem Bergstock den Eichenast schlug, verlor er das Gleichgewicht: er schwankte, schnell besonnen ließ er Bergstock und Schirm in's Wasser fallen, um sich mit den freigewordenen Händen an den überhängenden Eichenast, nach welchem er griff, zu halten; — aber es war zu spät; er konnte nur einen schwachen Zweig, der ihn nicht zu tragen vermochte, erfassen, — der Zweig brach und unaufhaltsam stürzte der Fremde in die Tiefe, die blauen Wogen schlugen über dem Versinkenden zusammen.

„Jesus Maria!“ rief der Bursch entsetzt, — er stürzte aus seinem Versteck hervor und im nächsten Augenblick stand er wieder auf der in den See hineinragenden Felsspitze. — Seinen Vorsatz von vorhin hatte er ganz vergessen, nur an die Gefahr des Fremden dachte er, nur daran, wie er diesen vor dem Ertrinken retten könne. Er besann sich nicht lange, — dies war überhaupt seine Art nicht, — mit einem kühnen, kurzen Ent-

schluß sprang er in den See; als er aus der Tiefe wieder emportauchte und nun mit kräftigen Stößen dem gegenüberliegenden Ufer zuschwamm, fühlte er plötzlich mit jähem Schreck, daß seine Kleider mit gewaltiger Last an ihm hingen, jetzt erst erinnerte er sich, daß er die Taschen mit Steinen gefüllt hatte, deren Gewicht ihn in die Tiefe hinabzuziehen drohte.

Er war ein kräftiger geübter Schwimmer; mit dieser Last aber, das fühlte er, vermochte er die entfernte Stelle des See's, an der einzig ein Landen möglich war, kaum zu erreichen, wenn er sich selbst retten wollte, sicherlich nicht, wenn er noch einem Andern helfen sollte. Er hielt einen Augenblick inne und es gelang ihm, indem er nur mit den Füßen und einer Hand schwamm, die eine Tasche des Wammses von den Steinen zu entleeren, nicht aber die andere, denn in dieser befand sich nur ein großer Stein, den er mühsam hineingezwängt hatte und den er jetzt nicht wieder hervorzuziehen vermochte; — er gab selbst den Versuch hierzu auf, er durfte ja nicht einen Augenblick mehr verlieren, wenn er den Fremden retten wollte.

Wenige kräftige Stöße führten ihn zu der Stelle, wo der Reisende versunken war, gerade zur rechten Zeit, denn eben tauchte dieser wieder aus dem Wasser auf; — der Bursch ergriff ihn mit geschickter Hand.

„Rühren Sie sich nicht, Herr,“ sagte er, — „sonst ertrinken wir Beide. Bewegen Sie kein Glied, dann stoße ich Sie vor mir her und vielleicht gelingt es mir, Sie zu retten.“

Die Worte waren im scharf ausgeprägten Dialekt der bairischen Hochlandsbewohner gesprochen, aber der Fremde schien sie zu verstehen, obgleich er nicht antwortete; er prustete das Wasser von sich, dann aber preßte er die Arme an den Leib, nachdem

er recht tief Athem geholt hatte, — er hielt den Körper so starr und steif er nur vermochte.

„So ist's recht, Herr!“ sagte der Bursch, — „so wird's gehen; aber um der heiligen Mutter Maria willen greifen Sie nicht nach mir, wenn Sie etwa mal wo Wasser schlucken müssen, sonst kostet's uns Beiden das Leben; der Weg ist weit!“

Er erhielt keine Antwort und sprach auch nicht weiter, um sich selbst nicht unnöthig anzustrengen, — sah er doch, daß der Fremde in der drohenden Todesgefahr die volle Ruhe und Besonnenheit bewahrt hatte, daß jener nicht den verhängnißvollen Fehler Aengstlicher machte, die dem Ertrinken nahe nach dem Retter greifen und diesen in der freien Bewegung hindern.

Mit ruhiger Sicherheit, nicht zu schnell und nicht zu langsam, schwamm der Bursch, den regungslosen Körper des Fremden nur eben über dem Wasser erhaltend und vor sich her stoßend, der fernen Landungsstelle zu. — Es war ein weiter Weg und der Stein zog ihn mächtig nach der Tiefe; noch war das rettende Ufer weit, da fühlte er schon, wie seine Kräfte nachzulassen begannen, — er vermochte den Körper nicht mehr so hoch wie vorher aus dem Wasser zu erheben, seine Bewegungen wurden matter, unsicherer.

Der Fremde, der bisher kein Zeichen des Lebens gegeben hatte, der aber mit scharfem Blick seinen Retter beobachtete, bemerkte, daß dieser nach und nach schwächer wurde. „Ist's noch weit?“ fragte er.

„Ja.“

„Dann laß mich alten Mann sinken; rette Dein eigenes junges Leben, mein Sohn!“

Der Bursch antwortete nicht gleich. Vor kaum einer Viertelstunde noch hatte er sich den Tod gewünscht, jetzt aber war

ihm der Gedanke, daß er in die kalte Tiefe sinken solle, fürchterlich. Sich allein konnte er retten, das fühlte er; einen Augenblick dachte er daran, den Rath des Fremden zu befolgen, aber eben nur einen Augenblick, — dann überwand er diese Regung der Selbstsucht. — „Wir werden Beide gerettet, oder wir sterben Beide!“ erwiderte er, der Entschluß gab ihm neue Kraft, — er schwamm rüstig weiter.

Näher und näher kam die Rettungsstelle, aber mit jedem Moment ließen auch seine Kräfte mehr nach, — er war zum Tode erschöpft, als er endlich, endlich aus dem dunkel tiefblauen Wasser in das hellgrüne kam, dessen lichte Farbe ihm sagte, daß er im nächsten Moment den Boden unter den Füßen fühlen werde, — noch einmal bot er mit gewaltiger Willensmacht seine ganze Kraft auf, noch einige tüchtige Stöße und das ersehnte Ziel war erreicht.

„Gerettet!“ rief er jubelnd aus, als er die seichte Landungsstelle erreicht hatte; er schwamm nicht mehr, er konnte jetzt durch das Wasser, welches ihm nur bis zum halben Leibe reichte, waten und den Fremden zum Ufer führen; — sobald er das Land erreicht hatte, warf er sich auf die Kniee und nachdem er sich bekreuzt hatte, schickte er ein Dankgebet zum Himmel; reuig bat er die heilige Jungfrau Maria um Vergebung, daß er sich das Leben habe nehmen wollen; er versprach ihr, wenn sie ihm verzeihen wolle, ein neues Kleid und drei geweihte Kerzen für das Muttergottesbild in Oberau.

Der alte Herr hörte dem Gebet, welches der Bursch seiner Gewohnheit nach laut sprach, andächtig zu; bei dem Versprechen des neuen Kleides und der geweihten Kerzen konnte er zwar ein Lächeln nicht unterdrücken; aber er wandte sich ab, damit der Betende es nicht sehe; als der Bursch, nachdem er geendet und

sich bekreuzt hatte, sich erhob, musterte ihn der Fremde lange mit wohlgefälligem Blick, dann sagte er freundlich:

„Du hast da ein seltsames Gebet gesprochen, mein Sohn. Du hast Gott gedankt und die heilige Jungfrau um Vergebung gebeten, weil Du Dir das Leben habest nehmen wollen. Wie ist solch furchtbarer Vorsatz in Dir entstanden? Wie konntest Du, ein so junger, schöner, kräftiger Mann, schon des lieben Lebens überdrüssig sein und es Dir selbst nehmen wollen? Vertraue Dich mir an, mein Sohn, — vielleicht kann ich Dir, wenn auch nicht helfen, doch rathen. Einen bessern Freund als mich wirst Du auf der Welt nicht finden. — Du hast mir soeben das Leben mit Gefahr Deines eigenen gerettet, das vergesse ich Dir niemals. — Sprich also, mein Sohn, - sage mir, was Dich drückt und glaube mir, das schwerste Leid ist schon halb getheilt, wenn man es nur einem treuen Freunde vertrauen kann!"

Der Bursch blickte beschämt und verlegen zu Boden. Er hatte im Drange des Herzens, als er das rettende Land erreichte, mit voller Inbrunst gebetet und ganz vergessen, daß er nicht nur der heiligen Jungfrau Maria, sondern auch einem ganz fremden Manne, vielleicht sogar einem Ketzer, seine selbstmörderische Absicht gestand; jetzt wurde er zu seiner Beschämung daran erinnert, aber in so milder, freundlicher Weise, daß er dem Fragenden, den sicherlich nicht eitle Neugier bewegte, nicht zürnen konnte. — Als er den Blick flüchtig wieder erhob, sah er das lebendige, graue Auge des Fremden scharf und forschend auf sich gerichtet, er konnte diesem Blick nicht begegnen und senkte den seinigen auf's neue. — Sein trotziges Selbstbewußtsein aber lehnte sich dagegen auf, daß er vor dem fremden Manne, dem er eben das Leben gerettet hatte, wie ein armer Sünder dastehen, vor ihm die Augen niederschlagen sollte. —

Was hatte solch ein Stadtherr sich überhaupt um ihn zu kümmern? Was ging es jenen an, wenn er sich selbst hatte das Leben nehmen wollen? — Mißmuthig erwiderte er: „Was schiert's den Herrn, was ich treib' und thu'? Hab' dem Herrn nicht zur Beichte gesessen und was ich gebetet, geht Niemanden nix an. — Helfen können Sie mir nicht und Rath begehr' und brauch' ich nicht!“ —

In dem Gesicht des alten Herrn ging bei den letzten Worten des Burschen eine merkwürdige Veränderung vor, — das milde, freundliche Lächeln, mit welchem er seinen Retter betrachtet hatte, verschwand, dafür lagerte um die für einen Augenblick festgeschlossenen Lippen ein Zug scharfen Spottes, — die grauen, lebendigen Augen funkelten recht muthwillig, als er lachend sagte: „Stolz lieb' ich den Spanier! — Hast Recht, mein Sohn, daß Du nicht Rath von einem alten Esel verlangst, der so thöricht gewesen ist, um ein paar elender Käfer willen sein Leben zu gefährden. Behalt' also in Gottes Namen Dein Leid für Dich oder klag es der heiligen Mutter Maria, nicht aber mir alten Thoren. Dein Freund bleib ich trotzdem, das merke Dir für alle Fälle und helfen werd' ich Dir, wenn ich kann, Du magst es wollen oder nicht. Aber genug davon, wir wollen jetzt etwas Gescheidteres thun, als schwatzen, während wir naß sind wie gebadete Katzen. — Führe mich nach dem nächsten Dorf, mein Sohn, — damit ich meine Kleider am Heerde trocknen und dann meine Wanderung fortsetzen kann.“

Der Bursch schaute scheu zu dem Fremden auf; er wagte keine Entgegnung, die leichte Sicherheit, mit welcher der alte Herr sprach und befahl, zwang ihn zum Gehorsam. — „Oberau ist nicht fern, kaum eine halbe Stunde Wegs,“ — entgegnete er.

„Dort bin ich zu Haus. — In Oberau ist ein gutes Wirthshaus, dahin werd' ich den Herrn führen, wenn es beliebt.“

Er wartete eine Antwort nicht ab, sondern schlug einen engen Pfad, der, dem unkundigen Auge kaum sichtbar, in den Wald führte, ein. Schnellen Schrittes ging er voraus, es dem Fremden überlassend, ihm zu folgen. Während des Gehens fühlte er sich unangenehm behindert durch den einen schweren Stein, den er noch immer in der Wammstasche mit sich führte, er zog ihn jetzt nicht ohne einige Mühe hervor und warf ihn in das Gebüsch.

Der alte Herr war seinem Führer auf dem Fuße gefolgt, er sah, wie dieser mit einer Geberde des Abscheu's den Stein von sich schleuderte, neugierig hob er ihn auf. — „Ein hübscher Stein ist's!“ sagte er spöttisch lachend, — „schwer genug, um einen, der geraden Wegs dem Teufel in den Rachen laufen möchte, nach dem Grunde des See's und damit in die Hölle hinabzuziehen. Hättest Du noch einen solchen Stein in der andern Tasche gehabt, dann lägen wir jetzt Beide als stille Leute auf dem kalten Sande! — Wirf den Stein nicht fort, mein Sohn, sondern bewahr' ihn Dir auf, als ein ewiges Andenken daran, daß Du einmal thöricht und feige genug warst, — den Sorgen und der Noth durch schmählichen Selbstmord entfliehen zu wollen.“

Das harte Wort verdroß den Burschen. Sein Zorn loderte auf: „Wer mich feige nennt, der mag sich wahren!“ rief er, die Faust ballend und sich breit dem Fremden gegenüber stellend, diesen mit wüthendem Blicke musternd.

Der alte Herr blieb ebenfalls stehen; sein heller, klarer begegnete dem wilden des Burschen so fest, daß dieser das niederschlagen mußte, er mochte es wollen oder nicht.

„Willst Du etwa Händel mit mir anfangen?" fragte der Fremde — „Das gelingt Dir nicht. — Den Stein hier leg' ich an den Weg, morgen wirst Du ihn Dir holen, damit Du ein Andenken hast an diese böse Stunde, damit Du Dich zeit Deines Lebens derselben schämst. — Feig habe ich Dich genannt und nun loderst Du auf und denkst, Du habest recht viel Muth, weil Du einem alten Manne die Faust zeigst. Muth hattest Du, als Du in's Wasser sprangst, um mich zu retten, als Du meine Bitte abschlugst, mich meinem Schicksal zu überlassen, — feig aber warst Du, als Du den Stein dort in Dein Wamms zwängtest, damit er Dich niederziehe zum Seegrund, denn feig ist der, der nicht den Muth besitzt, auch die äußerste Noth des Lebens zu ertragen und zu bekämpfen. — Jeder Selbstmörder ist ein Feigling, mag er sich auch sonst einbilden, wahren Löwenmuth zu besitzen, ein Feigling ist er und bleibt er. — Wagst Du das zu leugnen?"

Der Bursch wagte es nicht, beschämt gab er seine drohende Stellung auf, — die ernsten Worte des alten Herrn gingen ihm zu Herzen; — er hätte ihm jetzt am liebsten gebeichtet, wie er zu seinem verhängnißvollen Entschluß gekommen sei, dazu aber fehlte ihm doch der Muth und das Vertrauen. — Er hob den Stein auf und zwängte ihn wieder in die Wammstasche. „Der Herr mag schon Recht haben," sagte er kleinlaut, — „ich werde den Stein mitnehmen zum Andenken!" — Nach diesen Worten schritt er schnell weiter vorwärts den Waldweg entlang.

Der schmale, wenig betretene Pfad führte steil bergabwärts durch den Wald, bis dieser sich nach einer Lichtung öffnete, welche die Wanderer in etwa einer Viertelstunde erreichten. Die [illegible]tung war ein weites, überall von üppigem Unkraut bedecktes,

vom Walde umschlossenes Landstück, welches der Fremde nicht ohne Verwunderung anschaute.

Merkwürdig! — Das kleinste Stückchen Land wurde in jener Gegend als Feld oder Wiese benutzt und fleißig bearbeitet, hier aber lag ein weit ausgedehntes, viele Acker Land umfassendes, offenbar nicht unfruchtbares Feldstück mitten im Walde brach und öde. Niemals hatte vielleicht der Pflug des Landmannes diesen Boden durchbrochen, jedenfalls war er seit vielen Jahren nie bearbeitet worden, das bewiesen die hohen Brombeersträuche, das überall wuchernde, wild durch einander wachsende Unkraut. — Ganz unbenutzt schien dies öde Landstück aber doch nicht zu sein, denn an mehreren Stellen sah der Fremde große, kreisrund abgestochene Stellen, auf denen die Brombeeren und das üppige Unkraut ausgerodet waren. Hier hatte vor kurzer Zeit der Spaten gearbeitet, man sah, daß diese Stellen umgegraben waren; einzelne zeigten noch die roh aufgeworfenen Erdmassen, auf andern fing schon wieder das vegetabilische Leben an, sich zu regen, auf noch andern sproßte bereits das Unkraut mächtig in die Höhe. — Jede dieser kreisrunden Stellen hatte einen Durchmesser von mindestens 12 Fuß. Die meisten der Kreise lagen rings um ein großes Sumpfloch in der Mitte des Feldes, — Binsen, Riedgras und Röhricht wuchsen wild durcheinander aus dem Sumpfe hervor.

Der Weg, welchen der Bursch schnellen Schrittes verfolgte, führte quer über das wüste Feld hinweg. — In der Mitte bei dem Sumpf blieb der Bursch stehen, er wendete sich zu dem Fremden um und mit unbeschreiblicher Bitterkeit im Ton sagte er: „Hier liegt mein Glück und mein Elend begraben! — Dies ist das Zauberloch im Schwedenacker!“ — Seine Augen funkelten

in seltsam irrem Lichte, seine Hand zitterte, als er nach dem Sumpfloch hinzeigte.

Der Fremde schaute erstaunt den Burschen an. Ein Scherzwort, welches er über das Zauberloch sagen wollte, erstarb ihm auf der Zunge, als er bemerkte, wie tief bewegt sein Lebensretter war. Er hätte in diesem Augenblicke den jungen Mann um keinen Preis durch einen Scherz beleidigen mögen, er wußte ja, wie tief der Aberglaube im Gemüthe der Landleute Oberbaierns wurzelt, und daß er hier auf einen vielleicht verhängnißvollen Auswuchs des Aberglaubens gestoßen sei, ahnte er.

„Das Zauberloch im Schwedenacker?" fragte er. — „Meinst Du dies Sumpfloch hier? Heißt dies merkwürdig öde Landstück der Schwedenacker?"

„Ja."

„Was haben diese Benennungen zu bedeuten? — Was hat das Zauberloch mit Deinem Glück und Elend zu schaffen, mein Sohn?"

„Ich will's dem Herrn erzählen, — vielleicht weiß der Herr doch einen Rath für mich!" entgegnete der Bursch, der unterwegs reiflich nachgedacht hatte und zu dem Entschlusse gekommen war, sich dem alten Herrn, der ihm ja für die Lebensrettung Dank schuldig war und es gewiß gut mit ihm meinte, zu vertrauen.

„So ist's recht, mein Sohn!" — rief der Fremde erfreut. — „Habe Vertrauen zu mir, Du sollst es nicht bereuen! Erzähle mir, was Dich bedrückt."

„Ich will es thun, aber nicht jetzt, nicht an dieser Stelle," antwortete der Bursch sich scheu umsehend und leise. — „Hier ist es nicht geheuer. — Wenn der Herr die Nacht heut in Oberau bleiben wollen, komme ich zum Abend nach dem Wirthshaus.

Dann sollen der Herr Alles erfahren, wie unglücklich und elend ich bin, warum ich mir gar das Leben nehmen wollte!“

„Dann bleibe ich zur Nacht in Oberau, obwohl ich sonst wohl weiter gewandert wäre. Heute Abend erwarte ich Dich. Du versprichst mir, daß Du kommst?“

„Ich verspreche es.“

„Und Du wirst Dein Versprechen als ein ehrlicher Bursch halten, das weiß ich. — Jetzt aber laß uns eilen, daß wir in Oberau in's Wirthshaus kommen. Der Wind weht kalt und mich friert in den nassen Kleidern.“

Schnellen Schrittes ging der Bursch voran; ihm war so leicht um's Herz, wie seit langer Zeit nicht; der Fremde folgte ihm. Nach kaum einer Viertelstunde erreichten Beide das freundliche, sich lang im Thale hinziehende Dorf Oberau, wo der alte Herr in dem reinlichen Wirthshaus gastliche Aufnahme fand.

In der freundlichen Gaststube saß der alte Herr an der wohlbesetzten Mittagstafel, er ließ sich die kräftige Landkost trefflich schmecken. Das unfreiwillige Bad hatte seinen Appetit befördert und er fühlte sich recht wohl und behaglich in der trockenen Kleidung, mit welcher ihn der gefällige Schwanwirth von Oberau versorgt hatte. Paßte auch Rock und Beinkleid des dicken Wirthes nicht ganz, so waren sie doch bequem.

Dem alten Herrn gegenüber am Tisch saß der behäbige Wirth, der gern die Einladung, der Gast seines Gastes zu sein, angenommen hatte; er plauderte gar zu gern mit den wenigen Fremden, die nach dem entlegenen Oberau kamen. War er doch vor Jahren einst Kellner in München gewesen und hatte dort gute städtische Lebensart gelernt, da war es ihm wohl nicht zu

verdenken, daß er sich freute, wenn einmal ein Stadtherr in sein sonst nur von den Bauern der benachbarten Dörfer besuchtes Wirthshaus kam.

„Ja, ja mein verehrter Herr Professor," — sagte er, nachdem er schmunzelnd sein Glas geleert und sich über den guten Pfälzer Wein, den er für besondere Feierlichkeiten im Keller hielt und jetzt dem städtischen Herrn vorsetzte, gebührend gefreut hatte, — „Sie kommen bei mir gerade an den rechten Mann. Niemand kann Ihnen bessere Auskunft über den Joseph Wurbler geben als ich. — Ich kenne den Burschen von Kindesbeinen an, war doch sein Vater selig mein guter Freund und auch seinen Großvater habe ich noch gekannt; — der war noch ein ganz wohlhabender Mann, aber seitdem ist es abwärts gegangen mit den Wurblers, der Vater Wurbler hat ein Stück Feld nach dem andern verkauft und jetzt gehört dem Joseph nur noch das kleine Haus und der Schwedenacker mit dem verzauberten Schatz drin.

Er könnte mit seiner alten Mutter Hungers sterben, wenn er nicht ein gar so geschickter Bildschnitzer wäre, denn auf dem verzauberten Schwedenland wächst nichts als wüstes Unkraut, und wenn der Joseph wirklich, um ein Stück Geld in die Hand zu bekommen, den Schwedenacker verkaufen wollte, einen Käufer würde er doch nicht finden. — Kein Bauer aus der ganzen Gegend würde es wagen, ihm auch nur ein paar Gulden für das Teufelsland zu geben. Welcher Christenmensch hat wohl Lust, mit dem „Gott sei bei uns" und dem Zauberspuk sich einzulassen. — Außer dem Joseph geht kein Oberauer bei Tag, geschweige denn bei Nacht über den Schwedenacker. Der könnte, wenn es möglich wäre, ihn zu pflügen und ihn zu besäen, wohl ein werthvolles Stück Land sein, jetzt aber trägt es nur Brombeeren, Disteln, Binsen und Riedgräser."

Der Professor hatte der Erzählung seines schwatzhaften Wirthes recht aufmerksam gelauscht, um seinen Mund zuckte bei derselben wohl ein schelmisches Lächeln, als er von dem Schatz im Schwedenacker, von dem Teufelsspuk und dem verzauberten Lande hörte; — aber er hielt jedes Spottwort zurück, es würde, das wußte er aus langer Erfahrung, den abergläubischen Wirth nur veranlaßt haben zu schweigen, ohne etwas zu nützen. — Der Professor verstand es, mit dem Landvolk Oberbaierns umzugehen, er kam auf seinen naturwissenschaftlichen Excursionen so häufig mit demselben in Berührung, daß er ihm längst seine Fehler und Schwächen abgelauscht und es aufgegeben hatte, mit Vernunftsgründen gegen den tiefeingewurzelten Aberglauben zu kämpfen. — Er interessirte sich lebhaft für seinen Lebensretter, für den er eine tiefe Dankbarkeit fühlte und dem er gern hilfreich sein wollte; um dies zu können, mußte er Josephs Verhältnisse kennen lernen, deshalb unterbrach er den Schwanenwirth nicht und erst als dieser geendet hatte, sagte er so ernst als ihm dies nur möglich war:

„Also der Schwedenacker gehört dem Joseph und ein verzauberter Schatz liegt drin? Hat denn der Joseph noch nicht versucht, den Schatz zu heben?“

„Freilich hat er's und das ist ja eben sein Unglück, wie es das seines Vaters selig war. — Könnt' er den Schatz finden, dann wäre er ein gemachter Mann, dann würde auch der Obermüller, der ihn gestern noch grob aus der Mühle gewiesen hat, nichts dagegen haben, daß er um die schöne Urschel freit; aber er findet ihn nicht, wie viel er auch Kreise abgraben mag, denn der Schatz ist verzaubert. Aber Herr Professor, das ist eine lange Geschichte — —“

„Die man bei einer Flasche weder auserzählen noch aus-

hören kann! Nicht wahr, Schwanenwirth?“ so fragte gutgelaunt der Professor. „Ich möchte sie aber gerne hören, also noch eine Flasche von Ihrem besten Pfälzer, damit Ihnen nicht die Kehle trocken wird, Herr Schwanenwirth.“

Der Schwanenwirth schmunzelte vergnügt. Er ließ sich nicht nöthigen, und als die zweite Flasche auf dem Tische stand, erzählte er bereitwillig: „Es ist schon lange, lange her, — der Herr Pfarrer meint wohl an die zweihundert Jahr, da gab es im deutschen Reich einen langen, schweren Krieg, den dreißigjährigen haben ihn die Leute genannt. Sie haben davon auch wohl schon gehört, Herr Professor?“

„Ist mir nicht ganz unbekannt,“ meinte der Professor lächelnd.

„Da kamen die Schweden ganz hoch oben vom Nordpol her und wie ein Gießbach überschwemmten sie das Land. Wohin sie kamen, da brannten sie die Dörfer ab, überall mordeten und plünderten sie, besonders in den gut katholischen Ländern, denn sie waren ganz verdammte Ketzer. Nichts für ungut, Herr Professor!“

„Thun Sie sich keinen Zwang an, Schwanenwirth; ich bin kein Ketzer, also weiter im Text.“

„Auch nach Oberbaiern kamen die Schweden, ein Herzog, den sie Bernhard von Weimar nannten, führte sie, der war ein Deutscher, aber noch schlimmer als die Schweden selbst. Wo der hinkam, da gab's keine Gnade, da flammten ringsum die Dörfer in lichter Lohe auf, noch heute giebt's in den Bergen manchen wüsten Ort, wo früher ein reiches Dorf gestanden hat, welches nicht wieder aufgebaut worden ist. — Die Bauern ließ der Bernhard fangen und wenn sie nicht gleich sagten, wo sie ihr Geld versteckt hatten, dann ließ er ihnen den Schwedentrunk

reichen, d. h. er ließ ihnen durch einen Trichter so lange schmutzige Jauche in den Mund gießen, bis sie entweder gestanden oder starben. — Oberau blieb lange von dem Unglück verschont, denn unser Dorf liegt ja abseits von der Straße; als es aber auf den gewöhnlichen Wegen nichts mehr zu rauben und zu morden gab, da drangen die Schweden ein bis in die entlegensten Thäler, und so kamen sie auch nach Oberau. — Die Bauern hatten sie schon lange erwartet und soweit es ging ihr Hab und Gut in Sicherheit gebracht. Das Vieh war in die Berge getrieben, das baare Geld vergraben worden und zwar dort oben auf dem Felde, welches jetzt der Schwedenacker heißt, der gehörte dem reichsten Bauer im Dorf, dem Joseph Wurbler, dem Vorfahren von unserem Joseph. — Damals war das Feld ein fruchtbares Ackerland und das große Sumpfloch in der Mitte war nur ein kleiner Tümpel, in den hatten die Bauern auf den Rath des Joseph Wurbler im Sumpfboden unter dem Wasser ihr ganzes Geld versenkt. Auch der Joseph hatte sein eigen Geld mit dem übrigen versenkt, wohl mehr als tausend Gulden, — in der Nacht aber, ehe die Schweden kamen, ist er ganz allein nach dem Acker hinaufgegangen, hat sein eigen Geld im Geheimen hervorgeholt und es an einer andern Stelle wieder vergraben in einem kleinen eisernen Kasten.

Als nun am andern Morgen die Nachricht kam, die Schweden seien in der Nähe, nur noch wenige Stunden entfernt, da flohen alle Bauern mit Weib und Kind, nur der Joseph Wurbler blieb in Oberau, er meinte, er werde schon mit den Schweden fertig werden; alle Andern gingen fort; aber ein alter lahmer Bettler, der Matteis, der ein wenig verquer war, kehrte unterwegs um, er wolle in Oberau sterben, so sagte er; — ihm könnten ja auch die Schweden nichts nehmen, er habe

nichts. — Der Matteis hat es später erzählt, wie es in Oberau zugegangen ist.

Die Schweden kamen von Unterau her in hellen Schaaren; als sie in's Dorf drangen und die Häuser leer fanden, heulten sie vor Wuth; — sie warfen gleich brennende Späne in die Strohdächer, daß die Flammen wild emporloderten. Der Matteis hatte sich im Gebüsch oberhalb der Kirche versteckt; aber sie fanden ihn doch und nun quälten sie ihn fürchterlich, er sollte ihnen sagen, wo die Bauern hingeflohen seien, wo sie ihr Vieh und ihr Geld hätten, — er aber that, als ob er taub und stumm sei, und obwohl sie ihm Holznägel in das Fleisch trieben und dann anzündeten und ihn auch sonst grausenhaft marterten, verrieth er sich doch mit keinem Wort. Er glaubte schon, sie würden ihm vollends den Garaus machen, da ließen sie plötzlich von ihm ab. Ein vornehmer Officier kam heran, neben dem ging der Joseph Wurbler ganz frei und ledig und kein Schwede that ihm was. — „Laßt den Bettler los," rief der Officier, — „der Bauer hier wird uns zeigen, wo die Schurken ihr Geld vergraben haben." — Die Schweden hörten auf, den Matteis zu martern, sie folgten dem Officier, den der Joseph Wurbler führte und auch der Matteis hinkte ihm nach, obgleich er seine müden Glieder kaum weiter schleppen konnte. Hinauf ging's zu Wurbler's Acker, dort zeigte der Joseph selbst den Schweden den Tümpel, wo das versenkte Geld lag und sie holten es hervor, johlend, und schreiend, jubelnd über die reiche Beute.

Als das der Matteis sah, überkam ihn über den schändlichen Verrath eine wilde Wuth. „Das ist nicht Alles," — rief er den Schweden zu; — „der eiserne Kasten fehlt, in welchem der Joseph sein eigen Geld vergraben hat! Der ist der reichste Bauer in Oberau und hat mehr, als die andern Bauern zusammengenommen!"

Wie die Schweden das Wort hörten, ergriffen sie den Joseph, der kreideweiß vor Angst und Entsetzen geworden war und nun fingen sie an, ihn zu martern so gräulich, daß der Matteis fast wahnsinnig wurde vor Reue über sein vorschnelles Wort.

Der Joseph heulte und schrie, er schwor, er sei unschuldig und habe kein Geld, aber sie glaubten ihm nicht; sie quälten ihn, bis er gestand, er habe den eisernen Kasten auf einer andern Stelle im Acker vergraben, da ließen sie ihn los, damit er ihnen den Ort zeige. — Kaum war er der Banden ledig, da stürzte er sich auf den nächsten Schweden und entriß ihm ein großes Dolchmesser. „Verflucht sei das Gold!“ so schrie er wüthend, dann stieß er sich das Messer in's Herz. — Er war immer ein Geizhals gewesen, den Verlust seines Geldes mochte er nicht überleben.

Aus dem todten Joseph konnten die Schweden durch keine Marter mehr etwas herausbringen, sie ließen ihn liegen und auch um den Matteis kümmerten sie sich nicht. Sie durchsuchten den Acker, sie gruben hier und gruben dort; aber gefunden haben sie den eisernen Kasten nicht. — Endlich zogen sie ab und nachdem sie ganz Oberau eingeäschert hatten, verließen sie das Dorf und sind später nie wieder in die entlegene Gegend gekommen.

Ein paar Tage später kamen die Bauern aus den Bergen zurück. Da war großer Jammer, als sie statt des schönen Dorfes die Brandstätte fanden und von Matteis erfuhren, daß auch ihr Geld geraubt sei. Ueber den Joseph fluchten sie Alle, am meisten aber der Herr Pfarrer, denn auch den Kirchenschatz, den großen silbernen Kelch und das kostbare Kruzifix, auf welches die Oberauer so stolz gewesen waren, hatten die Schweden im Tümpel aufgefunden und mit fortgenommen. — Der Herr Pfarrer zog mit den Bauern nach dem Acker des Joseph hinauf, er verfluchte den meineidigen Verräther der Kirche und den Acker, auf

dem die schmähliche That begangen war, er ließ den Leichnam des Joseph in den Tümpel werfen, denn ein Kirchenverräther dürfe nicht in geweihter Erde ruhen. — In dem Tümpel ist der Körper vermodert. Seitdem heißt das Feld der Schwedenacker, es ist verflucht für alle Zeiten und böse Geister treiben dort ihr Wesen. — Der Joseph Wurbler geht des Nachts dort um, er heult und schreit und sucht seinen verborgenen Schatz."

Der Schwanenwirth war mit seiner Erzählung zu Ende, er stärkte sich durch einen tiefen Zug aus dem Glase; der Professor aber sagte: „Das ist ja eine recht erbauliche Geschichte; natürlich ist sie wahr, das versteht sich ja von selbst, denn gewiß hat sie der ehrliche Matteis erzählt und seit den paar Jahrhunderten wird wohl schwerlich etwas dazu erfunden sein; was es mit dem Schwedenacker zu sagen hat, weiß ich jetzt, und das Uebrige kann ich mir denken. — Die Nachkommen des Joseph Wurbler haben natürlich das verfluchte Feld nicht mehr bestellt, aber sie haben recht eifrig nach dem vergrabenen Schatz gesucht und sind beim fruchtlosen Suchen nach und nach verarmt. Ist's nicht so?"

„Freilich so ist's, aber woher wissen das der Herr Professor?"

„Es ist nicht gar schwer zu errathen. Der letzte Rest des Geldes ist jetzt von dem Joseph verzehrt, er hat nichts mehr. Er freit um des Obermüllers schöne Urschel, ist aber von dem reichen Vater hart abgewiesen worden, weil er ein armer Lump, ein Habenichts ist, — darüber hat ihn die Verzweiflung gepackt."

„Jesus Maria Joseph! Alles weiß der Herr Professor und ich hab' doch nichts gesagt!" rief der Schwanenwirth, fast furchtsam seinen Gast anschauend. — Dieser fuhr lächelnd fort:

„Sie halten mich wohl gar für einen Hexenmeister, guter

Schwanenwirth? Beruhigen Sie sich, so schlimm ist es nicht. Wenn ich auch vielleicht ein wenig Magie betreibe, so ist es doch nur die ganz unschuldige weiße, nicht die schwarze Kunst. — Ich bin nicht allwissend und muß Sie deshalb schon noch weiter fragen. Ein geschickter Bildschnitzer ist der Joseph, ist er aber auch sonst ein tüchtiger Bursch? Ist er ehrlich, fleißig und ordentlich oder vielleicht ein Herumtreiber, ein Säufer und Raufer?"

„Nichts von alledem, Herr Professor! Der Joseph ist der beste Bursch von der Welt. — Hätte er's nicht seinem Vater auf dem Sterbebett zugeschworen, er wolle nach dem Schatz im Schwedenacker suchen bis er ihn finde und dadurch dem gequälten Geist des Vorahnen Ruhe und die ewige Seligkeit verschaffen, dann würde er schon sein gutes Auskommen haben. Das Kruzifix dort hat er geschnitzt, und keiner in der ganzen Umgegend schnitzt so schön, wie er. — Die Händler, die nach Oberau kommen, kaufen von ihm am liebsten und zahlen ihm den höchsten Preis; aber er muß den Schwur halten, den er dem Vater geleistet hat, und deshalb ist er mehr auf dem Schwedenacker, als im Hause bei der Schnitzbank. Besonders seit ihm jetzt vor drei Jahren der Jochmus von Unterammendorf gezeigt hat, wie man einen verborgenen Schatz sucht, kommt er vom Schwedenacker kaum mehr fort. — Es hängt ja auch sein ganzes Glück daran, denn der Obermüller hat erklärt, wenn ihm der Joseph tausend Gulden baares Geld zeige, solle er die Urschel haben, — sonst aber möge er sich seinetwegen oben im Schwedenacker neben dem alten Joseph begraben lassen."

„Der Joseph weiß also jetzt, wie er den Schatz zu suchen hat?"

„Freilich weiß er es; aber gefunden hat er ihn noch nicht. Der Kasten liegt gar so versteckt und ist verflucht."

„Ah, so! — Wie macht er es denn? Er wird es wohl falsch anfangen.“ —

„Bewahre! Der Jochmus von Unterammendorf hat es ihm ganz genau gesagt. — In der Nähe des Zauberlochs muß der Schatz liegen, das hat der Jochmus mit der Ruthe erforscht; nur die genaue Stelle kann er nicht finden. Da muß nun der Joseph nachgraben. Er muß einen runden Kreis ziehen und sich in die Mitte stellen und beten, dann muß er graben und dabei beten; denkt er dabei an etwas Anderes, als an's Gebet, dann findet er nichts; das mag er wohl versäumt und an Obermüllers Urschel gedacht haben, denn gefunden hat er bis jetzt noch nichts!“ —

„Glaub's wohl,“ entgegnete der Professor ernst. „Es ist mit solchem Zauberwerk ein eigen Ding. Befolgt man die Vorschrift nicht genau, dann gelingt es nicht. — Ich weiß nun genug von meinem guten Joseph; aber noch eins, lieber Schwanenwirth, lassen Sie mich doch ein Stück von der Schnitzarbeit des Joseph sehen.“

Der Schwanenwirth holte dem Professor ein zierlich geschnitztes Kruzifix. „Vortrefflich,“ sagte der alte Herr, nachdem er die Arbeit mit Kennerblick geprüft hatte, — „ganz vortrefflich! Wirklich ein kleines Kunstwerk! — In dem Burschen steckt etwas, wir müssen ihn nur auf den rechten Weg bringen. — Ich danke Ihnen, guter Schwanenwirth, jetzt aber, nachdem ich mich ordentlich gestärkt habe, will ich ein Mittagsschläfchen machen. Wenn später der Joseph kommt und nach mir fragt, schicken Sie ihn nur zu mir auf's Zimmer.“

Der Professor war am Abend jenes Tages gar eifrig be-

schäftigt. Er hatte einen Boten nach Saalkirchen geschickt und von dort, wo er Quartier genommen, um Ausflüge in die Berge zu machen, seine Reisetasche erhalten, — diese packte er jetzt aus und gruppirte den Inhalt in malerischer Anordnung auf dem großen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand.

Es kam ein merkwürdiges Allerlei aus der geräumigen Tasche. Gasflaschen mit Käfern und anderen Insekten, einige Bücher, — eine Anzahl von Steinen, Blechschachteln mit Drahtboden voll Raupen, Holzschachteln mit aufgespießten Schmetterlingen, — Naturalien jeder Art, welche der eifrige Sammler aus den Bergwäldern zusammengetragen hatte. Am interessantesten erschien dem Professor ein großes Glas, welches mehrere in Spiritus getödtete Schlangen, Eidechsen und Frösche enthielt; er schälte es aus der Strohumhüllung, in die es sehr sorgfältig verpackt war, dann nahm er die Schweinsblase, die es verschloß, ab, und nachdem er den Spiritus zum Fenster hinausgegossen hatte, holte er die verschiedenen Reptilien aus dem Glase. Er suchte ihnen Stellungen zu geben, die der natürlichen möglichst ähnlich waren, dann postirte er sie vereinzelt zwischen die übrigen, auf dem Tisch ausgebreiteten Sachen. — Eine prächtige Natter legte er zusammengeringelt auf ein kleines Buch, welches einen scharlachrothen Einband hatte, — sie machte sich recht stattlich auf der rothen Unterlage.

Nachdem er sein Werk vollendet hatte, schaute er sich sehr vergnügt den Tisch mit den bunten, chaotisch wirr durcheinander liegenden Sachen an. — „So wird es gehen," — sagte er, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb; — „aber freundlich genug sieht das Zeug aus, die Natter auf dem rothen Buch macht ein vortreffliches Gesicht! Ich denke, sie soll dem guten Joseph gefallen!"

Er setzte sich in einen altväterischen Lehnstuhl, den der Schwanenwirth dem städtischen Gast zu Ehren auf's Zimmer hatte bringen lassen, — mit einem Buch in der Hand wartete er auf den versprochenen Besuch Joseph's. Zum Lesen kam er nicht viel, denn ihn beschäftigte der Gedanke an einen Liebesdienst, durch welchen er seinem Lebensretter thätlich seine Dankbarkeit bezeigen wollte.

Er hatte noch kaum ein halbes Stündchen gesessen, als er schwere Schritte auf dem Vorflur und gleich darauf ein bescheidenes Klopfen an der Thür hörte.

„Herein!"

Joseph trat ein, er blieb, den Hut verlegen in der Hand drehend, an der Thür stehen — sein forschendes Auge flog neugierig durch das von einem auf dem Tische stehenden brennenden Talglicht nur schwach erleuchtete Zimmer von dem alten weißbärtigen Professor, der sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurücklegte, nach dem Tisch, er wurde dort durch die große Schlange gefesselt, die zusammengerollt auf dem scharlachrothen Buche lag, und nur des günstigen Augenblicks zu harren schien, um sich aufzubäumen und ihre Giftzähne zu zeigen.

Joseph fühlte sich seltsam beklommen; der alte weißbärtige Mann, der so harmlos neben dem giftigen Gewürm saß, erregte ihm ein gewisses Grauen, welches auch nicht verschwand, als der Professor ihn väterlich freundlich begrüßte. — „Willkommen, Joseph," — sagte dieser, — „es ist recht, daß Du Dein Versprechen hältst. — Hier setze Dich zu mir, mein Sohn und erzähle mir, was Dich quält und drückt; vielleicht gelingt es mir, Dir Trost und Hülfe zu bringen." — Er zog bei diesen Worten einen Sessel zu dem Tisch und bedeutete Joseph, auf demselben Platz zu nehmen.

Joseph zögerte, der Einladung zu folgen, — es war ein gar zu unheimlicher Gedanke, daß er sich so nahe der zusammengeringelten Schlange und den übrigen häßlichen Thieren auf dem Tische setzen sollte; aber er war ein muthiger Bursch und er schämte sich des Grauens, welches er doch nicht ganz bemeistern konnte. Der alte Herr sollte es nicht bemerken, daß er sich fürchtete, er trat näher und setzte sich auf den ihm angewiesenen Strohstuhl, den er aber doch etwas weiter vom Tisch abrückte, als es vielleicht nöthig gewesen wäre.

Der Professor betrachtete mit Wohlgefallen den schönen, stattlichen Burschen, dem selbst die scheue Verlegenheit, von der er ergriffen war, gar nicht übel stand. — „Nun, Joseph," — sagte er freundlich, — „jetzt erfülle Dein Versprechen. Erzähle mir, was Dich heute Morgen bewegt hat, so schwer gegen Dich selbst zu freveln. — Es ist nicht eitle Neugier, welche mich treibt, Dich zu fragen; ich wünsche Dir zu helfen und ich glaube, ich kann es."

Joseph schüttelte zweifelnd den Kopf. „Mir kann der Herr schwerlich helfen," sagte er traurig. „Den Schatz im Schwedenacker wird der Herr so wenig finden, als ich ihn finde, und doch ist all mein Lebensglück zu nichte, bis er gefunden und gehoben ist."

„Ich weiß es, Joseph! Nicht eher wird des Obermüllers schöne Urschel Dein liebes Weibchen, ehe Du nicht den Schatz gehoben hast und dem Obermüller tausend Gulden baares Geld auf den Tisch legen kannst."

Joseph fühlte einen kalten Schauer den Rücken herab rieseln, als der fremde Herr, der noch nichts, gar nichts von ihm wissen konnte, von der Urschel sprach und dadurch zeigte, daß er sein ganzes Unglück kannte. Er wagte nicht zu anworten, —

der Professor fuhr fort: — „Ich bedarf Deiner Erzählung nicht, — ich kenne ja Dein Unglück; aber ich hätte es gern von Dir selbst gehört, um zu sehen, ob Du mir vertraust und ob Du als ein ehrlicher Bursch ehrlich Dein Wort halten wirst. Du hast es mir heute Morgen versprochen, mein Sohn! — Hast Du aber Deinen Sinn geändert, dann gebe ich Dir Dein Wort zurück."

„Nein, nein!" rief Joseph erregt, — „ein ehrlich Wort bleibt ein ehrlich Wort. Der Herr kann mir nicht helfen, aber ich werde mein Wort halten."

Und er erzählte mit schlichten Worten das, was der Herr Professor am Mittag schon von dem Schwanenwirth gehört hatte. — Der alte Herr lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, — die einfache Erzählung ließ ihn einen tiefen Blick in Joseph's Seele thun; — er mußte wohl lächeln über den traurigen Aberglauben, der den jungen Burschen an den verfluchten Schatz und das Zauberloch im Schwedenacker kettete, ihn verführte zum steten fruchtlosen Schatzgraben, zur Vernachlässigung redlicher Arbeit und der ihn endlich zur Verzweiflung gebracht hatte, aber er erkannte auch, daß in dem Gemüthe Joseph's bessere Eigenschaften schlummerten, — daß selbst das Schatzgraben nicht sowohl einer habsüchtigen Gier nach Geld, als der Erfüllung eines dem sterbenden Vater gegebenen Versprechens entsprang. Aus jedem Worte Joseph's leuchtete seine innige Liebe zu seinen Eltern hervor, zu dem geschiedenen Vater und der lebenden, betagten Mutter, welche er ernährte, — eine Zärtlichkeit, welche selbst durch die Liebe zur schönen Urschel nicht vermindert wurde. — Ja, Joseph war ein herzensguter, redlicher, tüchtiger Bursche, der sicherlich durch seine Geschicklichkeit als Bildschnitzer sich ein behagliches Leben hätte schaffen können, wenn er nicht durch den unglückseligen

Aberglauben um sein Lebensglück betrogen worden wäre; dies wurde dem Professor aus Joseph's schlichter Erzählung zur vollen Ueberzeugung und ein Entschluß, den er schon vorher gefaßt hatte, befestigte sich in ihm.

„Du hast viel Unglück im Leben gehabt, mein Sohn," — sagte er freundlich, als Joseph zu Ende war, — „wie Deinen Vater vor Dir, hat auch Dich der Schatz im Schwedenacker gemartert und geplagt; — er hat Euch arm gemacht und in's Elend geführt. — Sag' mir, Joseph, — hat Dir denn noch Niemand den Rath gegeben, Du mögest das fruchtlose Schatzgraben lassen und lieber als tüchtiger Bildschnitzer versuchen, Dir Geld und Gut zu erwerben?"

Joseph schaute den Professor mißtrauisch an, dieser bemerkte es, — er fuhr fort: „Du brauchst nicht zu antworten, ich weiß, was Du sagen willst. — Ja, das ist Dir schon gerathen worden — aber solchen thörichten Rath hast Du verschmäht. Du hast Recht, mein Sohn! Du würdest auch mich, wenn ich Dir jetzt das Gleiche rathen und Dir mit den besten Gründen beweisen wollte, daß es eine Thorheit ist, verzauberten Schätzen fruchtlos nachzujagen, während man ohne Zauber größere Schätze gewinnen kann, kaum anhören und sicherlich nicht nach solchem thörichten Rath handeln. Das verdenk' ich Dir nicht, — machen es doch viel klügere Leute als Du gradeso. — Ich rathe Dir deshalb Besseres. Fahre fort, den Schatz im Schwedenacker zu suchen; laß Dich die Mühe nicht verdrießen! Verzweifle nicht am Erfolge, wenn es auch vielleicht lange dauert, ehe Du ihn erringst. — Du sollst den im Schwedenacker verborgenen Schatz finden und heben, das versprech' ich Dir heilig und fest; — aber freilich mußt Du unverbrüchlich dem Rathe folgen, den ich Dir geben werde. Willst Du das thun, Joseph?"

Der Professor hatte die letzten Worte mit gehobener Stimme gesprochen, seine grauen Augen blitzten unter den weißen Brauen hervor, er streckte die Hand aus und legte sie auf die Schlange — er sah, dies fand wenigstens Joseph, — recht unheimlich und sonderbar aus; aber gerade dadurch erhielten seine Worte einen Werth, den sie sonst wohl nicht gehabt hätten.

„Ich soll den Schatz suchen und finden?“ fragte Joseph kleinlaut und zweifelnd, aber doch nicht ganz ungläubig.

„Du sollst ihn finden!“ sagte der Professor ernst, — aber in seinem lebendigen Auge lauerte der Schelm. Er ergriff das rothe Buch, die Schlange ließ er achtlos auf den Tisch hinabgleiten, — dann erhob er das Buch und fuhr fort: „In diesem Scharlachbande wohnt ein tieferer Geist als gewöhnliche Sterbliche sich träumen lassen, er führt uns durch die Thäler, über die Berge fort zu den Firnen der Gletscher, zu den unergründlichen Bergseen, über Bäche und durch Klüfte zu dem gewünschten Ziel! — Ich habe heute in dem rothen Buch gelesen, Joseph. — Ich weiß, wo Dein Schatz im Schwedenacker liegt, Joseph, — ich sehe ihn schimmern, mein geistiges Auge erblickt ihn; aber er liegt tief im Grunde unter eisernem Schlosse verzaubert durch die zwei bösen Geister Pigritia und Superstitio, die bewachen ihn und halten ihn fest, bis Du den Schlüssel zu dem eisernen Schloß gefunden hast, — dann erst müssen sie ihn los lassen, dann schwebt er aus der Tiefe empor und wird Dein eigen. — Suche den Schlüssel, Joseph! — Grabe, forsche nach dem Schlüssel in der geweihten Stunde des Abends, — Du sollst ihn finden, das verspreche ich Dir, und der Schatz ist dann Dein.“

Joseph hörte dem Professor athemlos vor Staunen zu, — er schaute das Scharlachbuch mit Bewunderung an; fühlte er

auch ein heimliches Grauen, so wurde dasselbe doch durch die Freude, daß er der Hebung des Schatzes näher sei, als jemals früher, — gesänftigt. — Nur als der Professor von dem Schlüssel sprach, wurde er wieder besorgt, denn von einem Schlüssel hatte der Jochmus von Unterammendorf, der doch ein in der ganzen Gegend bekannter und berühmter Wahrsager war, nichts gesagt; er äußerte dies auch etwas kleinlaut gegen den Professor; dieser aber fuhr ärgerlich auf:

„Der Jochmus von Unterammendorf ist ein Esel, der versteht vom Schatzgraben nicht mehr, als ein österreichischer Finanzminister. Er und seine dummen Kreise taugen den Teufel nichts. — Hast Du etwa durch seine Kreise den Schatz gefunden oder hat er Dir etwas von den beiden bösen Geistern Pigritia und Superstitio, die ihn bewachen, erzählt? —“

Das hatte er nicht, — Joseph mußte es zugeben und sein Vertrauen gegen den Jochmus wurde natürlich dadurch sehr erschüttert.

„Du siehst, mein Sohn, daß der Jochmus vom Schatzgraben nichts versteht nud Dich an der Nase herumgeführt hat; ich aber werde Dich lehren, wie Du den Schatz findest. — Morgen früh reise ich nach München, — dort kenne ich einen frommen Mann, einen großen Gelehrten, mit dem werde ich im Geheimen berathen, wie die beiden bösen Geister Pigritia und Superstitio zu bannen sind. Sie sind zwar gewaltig mächtig, besonders die Superstitio, hier in diesem verlorenen Winkel des schönen Baierlandes; aber wir wollen sie doch besiegen und Deinen Schatz heben. —

In vierzehn Tagen komme ich zurück, — dann soll die Arbeit beginnen, bis dahin aber, Joseph, darfst Du mit keinem Schritte den Schwedenacker betreten, Du mußt zu Haus bleiben

und fleißig schnitzen, — nur dadurch kannst Du dem bösen Geist Pigritia die Macht nehmen. — Versprich mir dies und auch, daß Du keinem Menschen in der Welt, — auch nicht Deiner Mutter, auch nicht der Urschel ein Wort von dem sagen willst, was wir zusammen gesprochen; dafür verspreche ich Dir nochmals, — Du sollst den Schatz im Schwedenacker heben!" —

Joseph versprach Alles, was der Professor wollte. Die Sicherheit, mit welcher der alte Herr ihm die Hebung des Schatzes zusagte, hatte ihm Vertrauen eingeflößt und er war entschlossen, sich ganz der Führung eines Mannes zu überlassen, der es sicherlich wohl mit ihm meinte. Dies sprach er auch aus und der Professor belobte ihn dieserhalb. „Du kannst nichts Besseres thun, mein Sohn," sagte er freundlich, — „Du sollst noch den Tag segnen, an welchem Du Dein Leben gewagt hast, um den alten Professor Arnhold aus dem Wasser zu ziehen. Jetzt aber geh', mein Sohn, in vierzehn Tagen sehen wir uns wieder, bis dahin aber laß' Dir's gesagt sein: Arbeit und Verschwiegenheit!"

Joseph ging, — kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, da lehnte sich der Professor recht vergnügt lachend in den altväterischen Lehnstuhl zurück. — „Komm', Du guter Reiseführer," sagte er, das Scharlachbuch ergreifend, — „komm', Du Führer durch wilde Klüfte zu den Gletscherfirnen! Du hast wohl nie geahnt, daß Du noch einmal zum Zauberbuche werden würdest. — Ich habe noch vierzehn Tage Zeit zum Umherstreifen in den Bergen, muß nun aber schon etwas weiter gehen, da sollst Du mich führen, guter Freund!"

Er las noch ein Viertelstündchen im Reiseführer, dann ging er zu Bette, damit er am andern Morgen recht früh seine Reise antreten könne.

Joseph hielt Wort, so schwer es ihm auch wurde. Nicht ein einziges Mal besuchte er in den nächsten vierzehn Tagen den Schwedenacker; bis zum späten Abend blieb er zu Haus eifrig bei der Arbeit, erst wenn er nichts mehr sehen konnte, ging er wohl nach der Obermühle, wo er, hinter dem Hollunderbusch im Garten versteckt, wartete, bis die schöne Urschel zu ihm hinaushuschte und ein Viertelstündchen kosend mit ihm plauderte. — Daß er aber Urschel nichts von den Hoffnungen, welche der alte Professor neu in ihm erweckt hatte, sagen durfte, wurde ihm am schwersten, ihr hätte er gar zu gern mitgetheilt, was der gelehrte Herr in dem rothen Buch gelesen; aber er hatte einmal sein Wort gegeben und das war ihm heilig. Er schwieg gegen Urschel ebensowohl als gegen die Mutter, deren Aufforderung, doch den Schwedenacker nicht zu vernachlässigen, er mit der Entschuldigung, er müsse ein angefangenes Kruzifix fertig stellen, zurückwies. Die alte Frau war darüber recht ungehalten, sie lebte der festen Ueberzeugung, ihr Joseph werde den Schatz im Schwedenacker auffinden und jede Minute, welche er der Arbeit des Grabens und Suchens abbrach, erschien ihr verloren; sie schalt den Sohn und berief sich auf die Zusicherungen des Jochmus von Unterammendorf; — darüber aber lächelte Joseph nur, denn er wußte ja jetzt, daß der Jochmus ein Esel sei und vom Schatzgraben nicht mehr als ein österreichischer Finanzminister verstehe.

Vierzehn Tage waren vergangen, da trat eines Nachmittags der alte Professor zum Joseph, der sein Kruzifix eben beendet hatte und sich der wohlgelungenen Arbeit erfreute, in's Stübchen.

„Da bin ich!“ sagte der alte Herr heiter. „Pünktlich wie eine Secundenuhr! Hast auch Du Wort gehalten, mein Sohn? — Du brauchst nicht zu antworten; ich weiß, daß Du Ja sagen willst und darfst, sonst wäre ich überhaupt nicht gekommen, denn

mit dem Schatze wär's dann vorbei. Du bist fleißig gewesen, hast das Kruzifix da fertig gemacht. Gieb's einmal her! Wahrhaftig eine schöne Arbeit! Ist sie bestellt?"

„Nein, aber der Händler kommt diese Woche nach Oberau, der nimmt mir immer Alles ab, was ich fertig habe."

„Dem Händler werde ich diesmal in's Handwerk pfuschen. Ich kehre morgen nach München zurück und werde das Kruzifix und was Du sonst etwa von Schnitzereien fertig hast, mitnehmen. Mein alter Freund, der Kunsthändler Abel soll die Sachen sehen, der wird Dir mehr dafür zahlen, als der knickerige Händler, der Euch arme Bildschnitzer aussaugt, um nur schnell reich zu werden. — Bringe mir die Schnitzereien heute Abend nach dem Schwanwirthshaus, bringe auch außerdem einen Spaten und eine Laterne mit, — wir müssen zur Nacht nach dem Schwedenacker hinaus, — dort werde ich die bösen Geister Pigritia und Superstitio beschwören, damit Du mit dem Schatzgraben auf die rechte Art anfangen kannst."

Joseph's Auge leuchtete freudig auf. Daß der Professor ihm für seine Schnitzereien einen besseren Preis durch die Verbindung mit dem Münchener Kunsthändler versprach, war ihm wohl ganz angenehm, weit wichtiger aber erschien ihm die Zusage, daß der alte Herr mit ihm nach dem Schwedenacker wandern und die beiden bösen Geister mit den schwer auszusprechenden Namen beschwören wollte. „Ich werde also wirklich den Schatz heben?" fragte er mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Wenn Du meinen Anweisungen pünktlich folgst, — dann, — das schwöre ich Dir zu, — wirst Du den im Schwedenacker verborgenen Schatz heben! Sieh hier das rothe Buch, es hat mich geführt seit jenem Tage und es wird mich weiter führen! — Ich habe die Zauberworte gefunden, mit denen die

bösen Geister Pigritia und Superstitio zu beschwören sind, heute Nacht werde ich sie auf dem Schwedenacker laut in die Tiefe hineinrufen, so daß selbst die Antipoden davon einen Schreck bekommen. — Vertraue mir, versprich mir Gehorsam und Stillschweigen gegen Jedermann, — dann sollst Du den Schatz heben, das verspreche ich Dir!"

Joseph schaute mit einem verlegenen Gesicht zu Boden, es lag ihm noch etwas auf dem Herzen; aber er hatte nicht recht den Muth, es zu äußern, — doch was half's, es mußte ja sein, — er sagte daher ziemlich kleinlaut: „Ich möchte schon das Stillschweigen versprechen, aber ich weiß nicht, ob's nicht eine Sünde ist. Gegen die Mutter und gegen die Urschel und sonst gegen Jedermann soll nicht ein Wort über meine Lippen kommen! — aber in der Beichte —"

„Ah, so! In der Beichte meinst Du gutes, großes katholisches Kind nicht schweigen zu dürfen! Sieh, Joseph, den Gedanken hat Dir der böse Geist Superstitio eingegeben, der über dem Schatze wacht und fürchtet, Du könntest ihn heben. Hüte Dich vor Allem vor der Superstitio, sie ist Dir gefährlicher als die Pigritia. — Im Uebrigen aber magst Du Dich beruhigen. Du sollst im Beichtstuhl Dein Herz ausschütten, sollst alle Deine Sünden, selbst Deine bösen Gedanken gestehen; aber es ist keine Sünde, die bösen Geister zu vertreiben, das hast Du daher auch nicht nöthig, zu beichten. Also unverbrüchliches Schweigen, auch im Beichtstuhl, und Gehorsam! Versprich mir Beides, Joseph, dann sollst Du den Schatz heben, sonst nicht!"

Recht überzeugt war Joseph noch nicht; aber die Sehnsucht, den Schatz zu erlangen, überwand seine Gewissensbedenken, er gab dem Professor das gewünschte Versprechen.

Als von der Dorfkirche zu Oberau der Glockenschlag der zehnten Stunde ertönte, klopfte Joseph, dem Befehle des Professors pünktlich Folge leistend, an die Thür des Oberstübchens im Schwan. Er trug in einem Sacke seine fertigen Schnitzereien, außerdem hatte er einen tüchtigen Spaten bei sich und auch die Laterne hatte er mitgebracht.

Dem lauten „Herein" folgend, trat Joseph in's Zimmer. Der Professor saß wie an jenem Abend auf dem altväterischen Lehnstuhl neben dem großen Tisch, auf welchem seltsames unheimliches Gewürm aller Art zusammengehäuft war. Eine kleine Schildkröte lag faul zwischen zwei großen Schlangen und auf dem rothen Buch ruhte heute gar ein wirklicher grinsender Menschenschädel.

Joseph fühlte sich von einem tiefen Grauen durchdrungen; er wäre gern umgekehrt; aber so feige durfte er nicht sein, — er zwang sich, seinen ganzen Muth zusammennehmend, jede Aeußerung des Bangens zu unterdrücken und es gelang ihm.

„Bist Du noch immer entschlossen, mein Sohn?" fragte der Professor mit hohler Stimme, es schien Joseph, als wollten ihn die großen grauen Augen des alten Herrn durchbohren, als wollten sie ihm in die Seele dringen; aber er zögerte nicht mit der Antwort, — er sprach ein vernehmliches „Ja."

„Du schwörst mir pünktlichen Gehorsam und tiefes Schweigen?"

„Ja."

„Dann folge mir zum Schwedenacker, die Beschwörung mag beginnen!"

Er erhob sich. — Aus einer Reisetasche, die er unter dem Tische vorholte, nahm der Professor eine rothe Sammetmütze mit goldener Troddel, er setzte sie auf das Haupt, so geschmückt erschien er

Joseph noch seltsamer und unheimlicher als zuvor. — Dann hing er sich eine kleine Tasche von schwarzem Wachstuch über die Schulter, in dieselbe legte er den Todtenkopf, das Buch und eine Tüte von rothem Glanzpapier.

„Zünde die Laterne an!“ befahl der Professor.

Joseph gehorchte.

„Jetzt leuchte mir voran nach dem Schwedenacker; aber sprich unterwegs kein Wort, damit Du den Zauber nicht störst!“

Wieder gehorchte Joseph. — er ging dem alten Herrn leuchtend voran. Er hätte gar zu gern ein Wort gesprochen, wäre es auch nur geschehen, damit er den ängstlichen Schlag des eigenen Herzens nicht höre, aber er biß sich auf die Lippen, — schweigend schritt er langsam voran, den Weg zum Schwedenacker hinan.

Es war eine dunkle, sternenlose Nacht. Der Wind heulte in den Schluchten, er schüttelte die alten Bäume des Waldes und jagte am Nachthimmel die schwarzen Wolken vor sich her.

Der kurze Weg, den er so oft zurückgelegt, kam heute Joseph unendlich lang vor; je näher die Wanderer dem Schwedenacker kamen, je grauenhafter erschien Joseph dieser nächtliche Ausflug. Seine Glieder zitterten, er vermochte kaum die Laterne ruhig zu halten, und als er nun gar auf dem nahen Schwedenacker einen merkwürdigen, einem Aechzen ähnlichen Ton hörte, als er sich erinnerte, daß sein unglücklicher Vorfahr dort nächtlich umgehe, daß dessen Geist um den verlorenen Schatz weine und klage, — da blieb er zagend stehen, — er wagte nicht, weiter zu gehen.

Der Professor konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sah, wie der kräftige junge Mann mit den Riesengliedern vor einem unbekannten Etwas erbebte und vor Furcht zitterte, aber

er hütete sich wohl, seinen Gedanken Worte zu geben. — „Muth, mein Sohn," sagte er freundlich mahnend. — „Fasse Muth, Dir kann nichts geschehen! Die bösen Geister, welche hier wohnen, beherrsche ich. Sieh hier das rothe Buch, ich habe es ja bei mir. — Fasse also Muth, — denn das Schwerste steht Dir noch bevor. — Ruhe Dich jetzt einen Augenblick, Du darfst auch ein paar Worte sprechen, nachher aber bei der Beschwörung selbst mußt Du schweigen. Du darfst dann, was Du auch hören und sehen magst, kein Wort äußern."

„Darf ich beten?" fragte Joseph schüchtern.

Es war ein eigenthümliches Lächeln, welches um des alten Herrn Lippen zuckte, als er erwiderte: „Schaden thut es nicht, obwohl die gedankenlosen Gebete, die Ihr alberne Menschen ohne Andacht im Herzen hinplappert, die beste Nahrung für den bösen Geist Superstitio sind. — Aber beruhigt es Dich und fühlst Du ein Bedürfniß zum Gebet, dann bete meinetwegen, denn wir treiben hier kein Teufelswerk, — wir wollen ja böse Geister austreiben!"

Joseph fühlte sich durch diese Worte merkwürdig beruhigt, — das Zittern der Glieder hörte auf, er schritt jetzt freiwillig mit kräftigem Schritt dem Schwedenacker zu.

„Nach dem Zauberloch!" befahl der Professor und „Stillgestanden!" rief er, als die Wanderer ganz in der Nähe des Sumpfloches angekommen waren; „setze die Laterne nieder und grabe ein rundes Loch, einen Schuh tief und einen Schuh im Durchmesser."

Joseph gehorchte. Das Loch hatte er schnell gegraben, dann suchte er auf Befehl des Professors zwei flache Steine, den einen legte er in das Loch, den andern auf die ausgeworfene Erde am

Rande desselben, auf den letzteren setzte der Professor den Todtenschädel, den er aus der Tasche holte.

„Die Arbeit ist vollbracht!“ sagte der Professor. „Ehe ich nun aber die Beschwörung beginne, sollst Du hören, wie Du den Schatz zu suchen hast und nur, wenn Du mir versprichst, pünktlich meine Anweisungen zu befolgen, werde ich die Geister beschwören. Höre also. Du weißt bereits, daß Dein Schatz, von den bösen Geistern Pigritia und Superstitio bewacht, tief im Grunde des Schwedenackers liegt, daß er aber emporkommt, sobald Du den Schlüssel zu dem eisernen Kasten gefunden hast. — Den Schlüssel mußt Du suchen in rastloser Arbeit! Den Schlüssel bewacht der böse Geist Pigritia, er trägt ihn von einem Punkte des Schwedenackers zum andern und versteckt ihn täglich an einer andern Stelle. — Den Geist unschädlich zu machen, giebt es ein Zauberwort, es heißt „Labor,“ das mußt Du anwenden, um den Schlüssel zu finden. Nur zwei Stunden täglich darfst Du nach dem Schlüssel graben und zwar in den beiden Abendstunden vor Untergang der Sonne, nachdem Du vorher zu Haus fleißig geschnitzt hast. Gräbst Du zu anderer Tageszeit oder arbeitest Du zu Haus nicht fleißig, dann gewinnt der Geist Pigritia Macht über Dich und der Schlüssel entschwindet Dir. — Das Land, welches Du umgegraben, darfst Du nicht öde liegen lassen, Du mußt es besäen und die Saat fleißig pflegen, später mußt Du es pflügen, eggen und weiter bestellen. In wohl bestelltem Lande hat der Geist keine Macht, wenn Du einen Papierzettel, auf welchem das Zauberwort Labor steht, bei jedem Umackern oder Umgraben dem Boden anvertraut hast. Wenn nun auch der böse Geist den Schlüssel in der Nacht vor Dir zu verstecken sucht, so kann er ihn doch niemals in das gut bearbeitete Land verstecken, wo der Zettel mit dem Zauberwort liegt und gelingt es

Dir gar, das Wasser aus dem Sumpfloch dort abzuleiten und dort einen Zettel mit dem Zauberwort „Lumen" zu vergraben, dann hast Du auch den bösen Geist Superstitio besiegt; denn der flieht, wo er das Wort Lumen hört. — Der Geduld bedarfst Du, der Willenskraft, der Ausdauer und harter Arbeit, um den im Schwedenacker verborgenen Schatz zu heben, — Du wirst vielleicht Jahre lang vergeblich graben müssen, — höchstens aber fünf Jahre, das verspreche ich Dir, — dann ist sicher der Schatz gehoben, — Du hast dann die beiden bösen Geister, die ihn hüten, durch die Zauberworte Labor und Lumen besiegt. Willst Du mir schwören zu thun, wie ich Dir gesagt? Willst Du täglich nach fleißiger Arbeit zu Haus nur Abends vor Sonnenuntergang zwei Stunden graben etwa einen Fuß tief, dann das gegrabene Land besäen und weiter bestellen, willst Du das Wasser aus dem Zauberloch ableiten und die Zettel mit den Zauberworten im Boden verstecken, — willst Du hier schwören, nicht den Muth zu verlieren, wenn anfangs, ja selbst wenn Jahre lang Dein Suchen vergeblich ist, — dann antworte mit dem einzigen Worte, welches Du hier sprechen darfst — Ja!"

„Ja!" rief Joseph, er preßte das Wort hervor; es wollte ihm fast in der Kehle stecken bleiben, aber es gelang ihm doch, es zu sagen.

„Nun wohl, mein Sohn, ich nehme Deinen Eid an und wehe Dir, wenn Du ihn brechen solltest, Du wärest dann verloren für alle Zeiten. Nun zu Euch, Ihr bösen Geister der Finsterniß! — Die Beschwörung beginnt! —"

Er holte aus der Tasche die rothe Tüte und schüttete den Inhalt derselben, ein weißliches Pulver, auf den flachen Stein, der in dem von Joseph ausgegrabenen Loche lag, dann entzündete er das Pulver mit einem Streichholz. Eine blutrothe Flamme

zischte empor und beleuchtete grell mit ihrem grausigen Lichte den Todtenschädel. Mit dem rothen Buch in der Rechten stand der Professor vor dem Loch, er hob das Buch in die Höhe. — „Fluch Euch, Ihr bösen Geister!“ rief er mit gewaltiger Stimme. „Dich, Du nichtsnutzige, infame Pigritia banne ich mit dem Zauberwort Labor! Dir, Du alberne, verdummende, Geist und Herz ertödtende Superstitio schleudere ich das Zauberwort Lumen entgegen. Verdammt seiet Ihr Beide, Ihr Geißeln des Menschengeschlechts, Ihr Hätschelkinder der Despoten und Pfaffen!“

Nach diesen Worten ergriff der Professor mit der Linken den Todtenschädel, mit dem Fuß stieß er die Laterne um, deren Licht zischend erlosch, — so stand er, Buch und Schädel in die Höhe haltend, von dem blutigrothen Schein der Flammen beleuchtet.

Joseph schaute mit Entsetzen auf den alten Mann, der ihm wie ein mächtiger Zauberer erschien, er wagte es kaum, sich zu rühren. „Hier nimm die Zettel mit den Zauberworten!“ rief ihm der Professor zu, indem er ihm ein Päckchen Papierzettel übergab; Joseph nahm zagend die Papiere, sie sahen aus, als seien sie in Blut getaucht.

Die rothe Flamme zischte und stieß einen dichten weißen Qualm aus, sie sank herab und bald war sie erloschen.

Joseph stand zitternd in tiefer Dunkelheit, er wartete auf ein ermunterndes Wort oder einen Befehl des Professors, dieser aber rührte sich nicht; vergeblich harrte Joseph lange Zeit, da hörte er plötzlich aus weiter Ferne her die Worte zu sich herübertönen: „Leb' wohl, Joseph mein Sohn. Wir sehen uns wieder, wenn Du den Schatz gehoben hast. Gedenke Deines Eides, sonst wehe Dir, wehe, wehe!!“

Die Stimme verhallte, Joseph hörte nichts mehr, — er war allein auf dem schauerlichen Schwedenacker, allein in dunkler Nacht.

Fünf Jahre waren nach der Beschwörungsnacht vergangen, da wandelte an einem schönen Augustnachmittage der alte Professor auf der Straße von Unterau bergwärts dem Dorfe Oberau zu. — Die Jahre hatten auf den alten Herrn keinen sonderlichen Eindruck gemacht, vielleicht war sein faltenreiches Gesicht noch faltenreicher geworden, sonst aber schritt er noch eben so kraftvoll einher, seine grauen Augen blitzten noch ebenso lebendig und muthwillig wie früher. Er hatte schon einen weiten Weg zurückgelegt, das aber würde Niemand seinem leichten, raschen Schritt angemerkt haben.

Als er die ersten Häuser des lang im Thale sich hinstreckenden Dorfes erreicht hatte, blieb er einen Augenblick stehen, er erwartete einen Bauer, der querfeldein der Straße zuschritt. „Grüß Gott, Landsmann,“ sagte er freundlich. — „Sie könnten mir wohl einen großen Gefallen thun.“

„Soll gern geschehen,“ erwiderte der Angeredete mit der freundlichen Bereitwilligkeit, welche die Landleute jener Gegend auszeichnet.

„Ich war seit Jahren nicht in Oberau. Vor wenigen Tagen erst bin ich von einer Reise in fernen Ländern zurückgekehrt. In der ganzen Zeit habe ich nichts von Europa gehört und möchte nun nicht gern tölpisch einem Freunde in's Haus fallen, ehe ich weiß, wie es ihm geht. Sie kennen gewiß den Joseph Wurbler, den Bildschnitzer?“

„Ei gewiß," erwiderte der Bauer lächelnd, — „wer in Oberau möchte den Joseph nicht kennen!" —

„Also er lebt, — das freut mich von Herzen. Ist er gesund, geht es ihm gut?"

„Was sollte wohl dem Joseph fehlen? — Wem's so geglückt ist in der Welt, wie dem Joseph, — der kann gewiß nicht klagen. — Vor fünf, sechs Jahren war er noch ein armer Schlucker, der am Hungertuch nagte, und jetzt ist er ein gemachter Mann, hat des reichen Obermüllers schöne Urschel zur Frau, — das alte morsche Haus umgebaut und Geld hat er, man weiß nicht wie viel. — Aber mit rechten Dingen geht's nicht zu. Die Leute sprechen Allerlei!"

„Wirklich? Und was sprechen denn die Leute?"

„Nichts für ungut; aber der Herr ist ein Freund von dem Joseph, da will ich mir nicht das Maul verbrennen."

„Sprechen Sie nur, Landsmann. Ich kann reinen Mund halten und sage dem Joseph sicher nichts wieder. Ich habe ihn noch gekannt, als er ein armer Schlucker war und möchte nun wohl auch wissen, wie er zu dem Reichthum gekommen ist."

„Das ist's eben, — Niemand weiß es. — Der verstorbene Schwanenwirth hat erzählt, ein alter Zaubermeister habe dem Joseph ein rothes Zauberbuch geschenkt und ihn gelehrt, wie er den Schatz auf dem Schwedenacker heben könne, dann seien sie Beide in einer dunklen Nacht nach dem Schwedenacker hinausgegangen, dort habe der Joseph um Mitternacht dem Teufel seine Seele verschreiben müssen, der Zauberer ist dann allein zurückgekommen, hat in dem Oberstübchen während der ganzen Nacht gräulich gelacht und getobt. Am frühen Morgen ist der Joseph gekommen, leichenblaß und an allen Gliedern zitternd. Er hat nach dem Zauberer gefragt, der aber ist fort gewesen,

zum Schornstein hinausgefahren und Niemand hat ihn wieder in Oberau gesehen. — Seitdem ist der Joseph täglich des Abends nach dem Schwedenacker gegangen und hat dort nach dem Schatz gegraben. Gefunden hat er ihn gewiß, woher sollte er sonst das viele Geld haben; aber er leugnet es und zum Scheine gräbt er noch beinahe alle Tage. Im letzten Jahre hat er gar das Wasser aus dem großen Sumpfloch abgeleitet, so daß jetzt der ganze Schwedenacker ein großes fruchtbares Feld ist, auf dem das beste Korn in der ganzen Gegend wächst. — Das ist doch der beste Beweis, daß der Schatz gehoben ist, denn so lange der im Boden lag, war ja der Schwedenacker verflucht; nichts konnte auf ihm gedeihen, als Disteln und anderes wüstes Gewächs."

„Da haben Sie Recht, Landsmann!" entgegnete der Professor, dessen Auge recht muthwillig lustig funkelte. — „Der Beweis ist klar wie die Sonne, — der Joseph hat den Schatz gehoben. Schönen Dank für die Nachricht und Gott zum Gruß!" — Er setzte fröhlich seine Wanderung fort und bald gelangte er zu der Stelle, wo früher Joseph's kleine baufällige Hütte gestanden hatte, jetzt aber ein stattliches Bauernhaus stand. — Auf der Bank vor der Thür saß ein schönes junges Weib mit einem wenige Wochen alten Kindchen auf dem Schooß.

Der Professor betrachtete das liebliche Bild mit innigem Wohlgefallen. — „Grüß Gott, Frauchen," sagte er freundlich. — „Kann bei Ihnen wohl ein müder Wanderer für Geld und gute Worte ein Glas Milch bekommen?"

„Für Geld nicht, aber für ein gutes Wort herzlich gern. Seien Sie willkommen, alter Herr. Treten Sie ein in die kühle Stube und ruhen Sie aus. Die Nachmittagssonne brennt gar heiß."

Der Professor nahm die Einladung gern an. Er trat in die Stube, deren Thür ihm die schöne Frau gastfrei öffnete, sein erster Blick fiel auf seinen alten Freund Joseph, der eifrig an einer kunstvollen Schnitzerei arbeitend am Fenster saß. Aus dem stattlichen Burschen war ein schöner kräftiger Mann geworden, der es wohl verdiente, daß des Obermüllers Urschel ihn mit Stolz ihren Joseph nannte.

Joseph arbeitete so emsig, daß er das Oeffnen der Thür überhörte und erst aufsah, als der dicht zu ihm getretene Professor ihn anrief: „Joseph, mein Sohn, mein Lebensretter, willst Du Deinen alten Freund nicht willkommen heißen?“

Als die Stimme, deren Ton Joseph nie vergessen konnte, die er in der Beschwörungsnacht zum letzten Mal gehört hatte, an sein Ohr tönte, sprang er erschreckt, aber doch erfreut auf. „Der Herr Professor!“ rief er. „Ist's denn möglich? Wahrhaftig, der Herr Professor!“

„Ja ich bin's, Joseph. Hab' ich Dir nicht versprochen, ich wolle Dich besuchen, nachdem Du den Schatz im Schwedenacker gehoben. Hier bin ich, ich halte mein Wort.“

Ein Schatten flog über Joseph's Gesicht, als er erwiderte: „Sie sind willkommen, Herr Professor; aber Ihr Wort haben Sie nicht gehalten, denn den Schatz habe ich noch immer nicht gefunden.“

„Meinst Du?“ fragte der Professor lächelnd. — „Ich sollte doch glauben. Ich sehe Dich hier in dem neuen, schönen Hause als wohlhabenden Mann, als glücklichen Gatten und Vater. Der Obermüller hätte Dir doch seine Urschel nicht gegeben, wenn Du ihm nicht tausend Gulden baares Geld hättest zeigen können.“

„Die habe ich ihm gezeigt und noch mehr und da hat er

sich nicht mehr geweigert; seit einem Jahre ist die Urschel mein Weib; aber nicht von dem Schatz kommt das Geld. Ich habe es mir verdient. Der reiche Kunsthändler in München, an den der Herr Professor mich empfohlen haben, hat mir ja dreimal mehr für meine Arbeit bezahlt, als früher die Händler, auch habe ich von dem Schwedenacker ein schönes Geld eingenommen, der ist jetzt das fruchtbarste Feld in der ganzen Oberau; aber der Schatz liegt immer noch im Grunde."

„Nein, Du lieber, thörichter, abergläubischer Mensch, — Du hast ihn gefunden und weißt es selbst nicht. — Der Schatz war die Naturkraft, die unbenutzt im Boden des fruchtbaren Ackers lag. Er wurde bewacht von den beiden bösen Geistern, von der Pigritia, der Faulheit, welche dies herrliche Land zur wüsten Unkrautstätte werden ließ, und der Superstitio, dem Aberglauben, der Deinen Vater und Dich verführte, im eiteln Schatzgraben Euer Lebensglück zu vergeuden, der Dich endlich zum freventlichen Selbstmorde trieb. Die beiden bösen Geister zu beschwören, gab ich Dir die beiden Zauberworte Labor, Arbeit, und Lumen, Licht. Durch die Arbeit hast Du die im Schwedenacker schlummernde Naturkraft Dir nutzbar gemacht, und vor dem Lichte flieht der dunkle Aberglaube. — So hast Du, ohne es zu wissen, den Schatz im Schwedenacker gehoben und bist ein wohlhabender Mann geworden."

„Und das ist Alles?" fragte Joseph beschämt. — „Und die Beschwörung war also nur ein Possenspiel? War es Recht, Herr Professor, daß Sie mich, der ich Ihnen vertraute, so täuschten?"

Die Frage brachte den Professor in einige Verlegenheit. — „Ganz recht war es wohl nicht," erwiderte er zögernd; — „verzeih mir die Täuschung, guter Joseph. — Sieh, ich würde Dir,

meinem Lebensretter, gern die Tausend Gulden, welche Dir fehlten, gegeben haben, aber ich wußte ja, daß sie Dir nichts genutzt hätten, sie wären in der fruchtlosen Schatzgräberei vergeudet worden, wie vorher Dein Hab' und Gut. Hätte ich Dich gemahnt zur fleißigen Arbeit und zur Urbarmachung des Schwedenackers, dann würdest Du mir nicht geglaubt haben, — da beschloß ich, Deinen Aberglauben zu benutzen, um durch ihn Deinen Aberglauben zu tödten. — Verzeih es mir, Joseph, um des glücklichen Erfolges willen, obgleich es nicht Recht war."

„Liegt denn aber wirklich kein Schatz weiter im Schwedenacker?" fragte Joseph, noch immer nicht ganz überzeugt.

„Nein, Joseph, Du hast den Schatz gehoben, und giebt es wohl einen werthvolleren als den, den Du besitzest? — Dein ist ein durch redliche Arbeit errungener Wohlstand, Dein ein trauliches Familienglück, ein liebes Weib, ein süßes Kind! — Glaube mir, mein Joseph, einen herrlicheren Schatz birgt die ganze Welt nicht! —"

Ende.

Grieben's Reise-Bibliothek

bildet eine Sammlung von Reise-Handbüchern mit Illustrationen, Reise-Karten und Städte-Plänen. Die Bibliothek enthält jetzt 80 verschiedene Reiseführer. Die Verlagshandlung hat die tüchtigsten, für die Bearbeitung geeignetsten Kräfte herangezogen, und viele zuverlässige und bewährte Mitarbeiter lassen es sich angelegen sein, den Ansprüchen des reisenden Publikums in jeder Hinsicht Rechnung zu tragen. Die Führer erscheinen in kurzen Zwischenräumen in neuen Bearbeitungen, welche sämmtliche Veränderungen der neuesten Zeit enthalten. In allen Führern sind die wirklich praktische Brauchbarkeit, die so wohlthuende Unabhängigkeit des Reisenden, die Ersparniß an Zeit und Ausgaben und der Schutz gegen Uebervortheilung als wesentlichste Momente berücksichtigt worden. Wer schnell reisen will, findet die besonders zu beachtenden Sehenswürdigkeiten durch einen Stern (*) hervorgehoben, und wer längere Zeit an einem Orte verweilt, wird die nöthigen Angaben in Betreff der Zeiteintheilung u. s. w. nicht vermissen. Die Bände sind so übersichtlich angelegt, daß sich ein Jeder leicht darin zurechtfindet. Die typographische Ausstattung, wie die Klarheit und Genauigkeit der Karten und Pläne entsprechen allen heutigen Anforderungen. Mit Hülfe der in den Führern enthaltenen Reisepläne und der beigehefteten Karten ist es einem Jeden leicht gemacht, vor Antritt der Reise einen vollständigen Plan für dieselbe zu entwerfen.

Alle diese genannten Vorzüge der Führer aus **Grieben's Reise-Bibliothek** haben derselben eine hervorragende Stelle in der Reise-Literatur und eine außerordentlich freundliche Aufnahme Seitens des reisenden Publikums gesichert.

Umstehend findet man das Verzeichniß der einzelnen Führer aus Grieben's Reise-Bibliothek.

Goldschmidt's Coursbuch.

Je mehr sich das Eisenbahnnetz durch die Eröffnung neuer Bahnlinien verzweigt und je häufiger die einzelnen Bahndirectionen die Fahrpläne ihrer Linien ändern, um so mehr ist ein klares leicht übersichtliches Coursbuch ein nothwendiges Hilfs- und Nachschlagebuch für jeden Reisenden, für jedes Bureau, wie auch für jeden mit Auswärtigen correspondirenden und verkehrenden Geschäftsmann geworden. In jedem größeren Comtoir sollte aber stets das neueste Coursbuch zur Hand sein, denn die Erfahrung zeigt, daß keine Art von Sparsamkeit übler angebracht ist, als die Benutzung eines älteren Coursbuches. Die Berichtigung einer einzigen durch neuere Bestimmungen falsch gewordenen Angabe eines älteren Coursbuches wiegt häufig die geringen Ausgaben für das neuere auf.

Kein anderes Coursbuch aber dürfte sich so sehr für den Gebrauch eignen, als Goldschmidt's Coursbuch, das, im siebenten Jahrgange bereits erscheinend, allgemein als das beste und übersichtlichste anerkannt worden ist.

Das nach officiellen, directen Quellen bearbeitete Coursbuch erscheint in neuer Auflage, so oft die Veränderungen der Fahrpläne es bedingen. Den bisher gemachten Erfahrungen gemäß erscheint es im Laufe jedes Jahres in acht verschiedenen Nummern und zwar jedesmal in zwei Ausgaben.

Ausgabe A. enthält 14 Routenkarten und 1 Uebersichtskarte. Preis 20 Sgr.
In dieser Ausgabe ist jeder Hauptroute eine Routenkarte nach großem Maßstabe beigeheftet, auf welcher man die Bahnstrecken von Station zu Station verfolgen kann. Diese Ausgabe erfreut sich besonderer Beliebtheit.

Ausgabe B. enthält eine Karte von Mittel-Europa. Preis 15 Sgr. — Der Text ist genau derselbe wie in der anderen Ausgabe.

Die unterzeichnete Expedition nimmt Abonnements auf die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern von **Goldschmidt's Coursbuch** direct entgegen, und sendet die Nummern sofort nach ihrer Herausgabe den Abonnenten franko zu.

Das Coursbuch ist auch in allen größeren Buchhandlungen vorräthig.

Die Expedition von Goldschmidt's Coursbuch in Berlin.

Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise.

Neu erschienen:

E. Adolay, Miß Hetty. 10 Sgr.
O. Beta, Schmollis, ein Hundeleben. 10 Sgr.
Fr. Gerstäcker, Das sonderbare Duell. 10 Sgr.
— Irrfahrten. 15 Sgr.
— Verhängnisse. 15 Sgr.
— Ein Plagiar. 15 Sgr.
Ad. Glassbrenner, Burleske Novellen. 10 Sgr.
Neumann-Strela, Wer ist von Gottes Gnaden? 15 Sgr.
— Erzählungen 15 Sgr.
M. Ant. Niendorf, Wie man regiert. 15 Sgr.
— Die Randschrift eines Königs. 10 Sgr.
M. Ring, Am Abgrund. 10 Sgr.
— Die Auferstandenen. 10 Sgr.
M. v. Schlägel, Novellen. 10 Sgr.
L. Schücking, Wilderich. In der Löwen-Apotheke. 15 Sgr.
A. Streckfuss, Dorenberg. Im Schwedenacker. 15 Sgr.
J. D. H. Temme, Ein Gottvertrauen. 10 Sgr.
— Der gute Herr. 10 Sgr.
— Die Weddinger. 10 Sgr.
— Zur linken Hand. 10 Sgr.
Fr. Wallner, Aus der Theaterwelt. 10 Sgr.
— Aus meinen Erinnerungen. 10 Sgr.
— Aus meinem Wanderbuche: Italia. 10 Sgr.
M. Widdern, Ein Dornröschen. 10 Sgr.

Druck von Felix Freyhoff in Schwedt a. O.